



Leseprobe

Stephen King

Fairy Tale

Roman - Durchgehend illustrierte Ausgabe (33 schwarz-weiße Bilder und zwei vierfarbige Tafeln)

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 912

Erscheinungstermin: 15. November 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der siebzehnjährige Charlie Reade hat kein leichtes Leben. Seine Mutter starb, als er sieben war, und sein Vater ist dem Alkohol verfallen. Eines Tages offenbart ihm der von allen gemiedene mysteriöse Nachbar auf dem Sterbebett ein Geheimnis, das Charlie schließlich auf eine abenteuerliche Reise in eine andere, fremde Welt führt. Dort treiben mächtige Kreaturen ihr Unwesen. Die unterdrückten Einwohner sehen in Charlie ihren Retter. Aber dazu muss er erst die Prinzessin, die rechtmäßige Gebieterin des fantastischen Märchenreichs, von ihrem grausamen Leiden befreien.

Durchgehend illustrierte Ausgabe (33 schwarz-weiße Bilder und zwei vierfarbige Tafeln)



Autor

Stephen King

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bisher haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes*. 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung

STEPHEN KING

Fairy Tale

*Zum Gedenken an REH, ERB
und natürlich HPL*

»Halte das Gewissen rein,
wo du auch bist.«

BLAUE FEE

dass ich zuerst von Mr. Bowditch erzählen muss und davon, wie wir uns angefreundet haben. Allerdings wäre es ohne das Wunder, das meinem Vater widerfahren ist, nie dazu gekommen. Ein sehr gewöhnliches Wunder, könnte man sagen, eines, das seit 1935 viele Tausend Männer und Frauen erlebt haben, aber als Kind kam es mir wie ein einzigartiges Wunder vor.

Nur ist das auch nicht der richtige Startpunkt, weil mein Vater ohne die verfluchte Brücke wohl kein Wunder gebraucht hätte. Deshalb muss ich dort anfangen, bei der verfluchten Sycamore Street Bridge. Und wenn ich jetzt darüber nachdenke, sehe ich deutlich einen roten Faden, der durch die Jahre zu Mr. Bowditch und dem mit einem Vorhängeschloss gesicherten Schuppen hinter seiner maroden viktorianischen Villa führt.

Ein Faden aber ist leicht zu zerreißen. Also ist es kein Faden, sondern eine Kette. Eine starke. Und ich war der Junge mit der Fessel ums Handgelenk.

2

Der Little Rumble River fließt durch das Nordende von Sentry's Rest (für Einheimische einfach nur Sentry), und bis 1996, dem Jahr meiner Geburt, wurde er von einer Holzbrücke überspannt. Das war das Jahr, in dem die Inspektoren von der staatlichen Straßenbaubehörde sie begutachtet und für baufällig befunden haben. Die Leute in unserem Teil von Sentry hätten das schon seit 1982 gewusst, meinte mein Vater. Offiziell war die Brücke für ein Gewicht von viereinhalf Tonnen zugelassen, aber wenn die Einheimischen mit einem voll beladenen Pick-up unterwegs waren, mieden sie sie im Normalfall und nahmen stattdessen die Schnellstraße,

was ein ebenso nerviger wie zeitraubender Umweg war. Mein Dad sagte, selbst in einem Pkw habe man spüren können, wie die Bohlen unter den Rädern zitterten, bebten und rumpelten. Das Ding war gefährlich, da hatten die Inspektoren durchaus recht, aber genau das ist die Ironie des Schicksals. Wenn man die alte Holzbrücke nämlich nicht durch eine aus Stahl ersetzt hätte, wäre meine Mutter womöglich noch am Leben.

Der Little Rumble River ist tatsächlich klein, weshalb der Bau der neuen Brücke nicht lange dauerte. Nachdem man die hölzerne Struktur abgebrochen hatte, wurde das neue Bauwerk schon im April 1997 für den Verkehr freigegeben.

»Der Bürgermeister hat ein Band durchgeschnitten, Pfarrer Coughlin hat das verfluchte Ding gesegnet, und das war's«, sagte mein Vater eines Abends. Damals war er ziemlich betrunken. »Für uns war das kein großer Segen, Charlie, was?«

Nach einem Lokalhelden, der in Vietnam gestorben war, erhielt das Ding den Namen Frank Ellsworth Bridge, aber die Einheimischen sprachen einfach nur von der Sycamore Street Bridge. Die Sycamore Street war auf beiden Seiten davon sauber und glatt asphaltiert, aber die Oberfläche der Brücke – zweiundvierzig Meter lang – bestand aus einem stählernen Gitterrost, der sumgte, wenn Personenwagen darüberfahren, und rumpelte, wenn Lastwagen ihn überquerten. Die durften das jetzt, weil die Brücke nun für fünfundzwanzig Tonnen ausgelegt war. Nicht stabil genug für einen voll beladenen Sattelzug, aber Fernfahrer nutzten die Sycamore Street ohnehin nie.

Im Stadtrat diskutierte man jedes Jahr darüber, ob man die Oberfläche asphaltieren und wenigstens einen Gehweg abtrennen sollte, aber es hatte jedes Jahr den Anschein, an anderen Stellen würde das Geld dringender gebraucht. Ich glaube nicht, dass ein Gehweg meine Mutter gerettet hätte, eine

Asphaltierung aber vielleicht schon. Sicher kann man das allerdings nicht wissen, nicht wahr?

Diese verfluchte Brücke.

3

Wir wohnten auf halber Höhe vom langen Sycamore Street Hill, etwa eine Viertelmeile von der Brücke entfernt. Auf der anderen Seite des Flusses war ein kleiner Laden mit Tankstelle, der sich Zip Mart nannte. Dort bekam man alle üblichen Sachen, von Motoröl über Wonder Bread bis hin zu Törtchen Marke Little Debbie, aber auch Brathähnchen, persönlich zubereitet von Mr. Eliades, dem Ladenbesitzer (in der Nachbarschaft als Mr. Zippy bekannt). Die Hähnchen waren genau das, was das Schild im Fenster behauptete: DIE BESTEN IM LAND. Ich erinnere mich noch, wie lecker sie waren, aber nach dem Tod meiner Mutter habe ich nie wieder einen Bissen davon gegessen. Hätte ich es versucht, so hätte ich ihn gleich wieder rausgewürgt.

An einem Samstag im November 2003 – der Stadtrat diskutierte immer noch darüber, ob man die Brücke asphaltieren solle, und war immer noch der Meinung, damit könne man ein weiteres Jahr warten – sagte meine Mutter, sie wolle zum Zippy runtergehen, um uns fürs Abendessen Hähnchenteile zu besorgen. Mein Vater und ich sahen uns gerade ein Fußballspiel an.

»Du solltest den Wagen nehmen«, sagte mein Vater. »Es ist Regen vorhergesagt.«

»Ich brauche ein bisschen Bewegung«, sagte meine Mutter. »Und außerdem ziehe ich meinen Rotkäppchenmantel über.«

Und den trug sie, als ich sie zum letzten Mal sah. Die Kapuze hatte sie nicht hochgezogen, weil es noch nicht regnete,

sodass ihr die Haare über die Schultern fielen. Ich war sieben Jahre alt und fand, dass meine Mutter die schönsten roten Haare auf der Welt hatte. Als sie sah, wie ich sie durchs Fenster hindurch beobachtete, winkte sie. Ich winkte zurück, dann wandte ich die Aufmerksamkeit wieder dem Fernseher zu, wo das Team der Louisiana State University einen Angriff startete. Bekanntlich weiß man im Leben nie, wann die nächste Falltür kommt, oder?

Es war nicht meine Schuld und die von Dad auch nicht, obwohl ich weiß, dass er sich Vorwürfe gemacht hat und dachte: *Wenn ich bloß meinen Arsch hochgekriegt und sie zu dem verfluchten Laden gefahren hätte.* Wahrscheinlich war es nicht einmal die Schuld des Mannes in dem Klempnerwagen. Die Cops sagten, er sei nüchtern gewesen, und er schwor, dass er sich ans Tempolimit gehalten habe, das in unserem Wohngebiet fünfundzwanzig Meilen betrug. Selbst wenn das stimmte, sagte Dad, hatte der Mann sicher den Blick von der Straße abgewandt, wenn auch nur ein paar Sekunden lang. Damit hatte Dad wohl recht. Er war Schadenregulierer bei einer Versicherung und hat mir einmal erzählt, bei dem einzigen reinrassigen Unfall, von dem er je gehört habe, sei ein Mann in Arizona durch einen Meteoriteneinschlag auf den Kopf ums Leben gekommen.

»Irgendjemand hat immer einen Fehler gemacht«, sagte Dad. »Was nicht dasselbe ist wie die Schuld haben.«

»Gibst du dem Mann, der Mama überfahren hat, denn die Schuld?«, fragte ich.

Darüber dachte er nach. Hob sein Glas an die Lippen und trank. Das war, sechs bis acht Monate nachdem Mama gestorben war, und inzwischen verzichtete er weitgehend auf Bier. Er hielt sich hauptsächlich an Gilbey's Gin.

»Ich versuch, das nicht zu tun. Meistens schaffe ich das auch. Es sei denn, ich wache nachts um zwei auf, und im Bett liegt niemand außer mir. Dann gebe ich ihm die Schuld.«

Mama ging den Hügel hinab. Da, wo der Gehweg endete, stand ein Schild. Sie ging an dem Schild vorbei und überquerte die Brücke. Inzwischen dämmerte es, und es fing an zu nieseln. Sie betrat den Laden, wo Irina Eliades (natürlich als Mrs. Zippy bekannt) ihr erklärte, in drei, höchstens fünf Minuten sei wieder etwas fertig. Irgendwo in der Pine Street, nicht weit von unserem Haus entfernt, hatte der Klempner gerade seinen letzten Auftrag für diesen Samstag erledigt und stellte den Werkzeugkasten auf die Ladefläche seines Kastenwagens.

Die Hähnchenteile kamen aus dem Grill, heiß, knusprig und goldbraun. Mrs. Zippy packte acht Stück in eine Schachtel und schenkte Mama einen Flügel extra für den Heimweg. Mama bedankte sich, zahlte und blieb dann kurz stehen, um einen Blick auf den Zeitschriftenständer zu werfen. Hätte sie das nicht getan, dann hätte sie es eventuell ganz über die Brücke geschafft – wer weiß? Inzwischen bog der Klempnerwagen in die Sycamore Street ein und rollte den langen Hügel hinunter, während Mama sich die neueste Ausgabe von *People* anschaute.

Sie legte die Zeitschrift zurück, zog die Tür auf und sagte über die Schulter hinweg zu Mrs. Zippy: »Einen schönen Abend noch!« Vielleicht hat sie aufgeschrien, als sie sah, dass sie gleich von einem Wagen überfahren würde, und nur Gott weiß, was sie in dem Moment dachte, aber das waren jedenfalls die letzten Worte, die sie je gesprochen hat. Sie trat hinaus. Nun strömte der Regen kalt und stetig herab, Silberschnüre im Schein der einzigen Straßenlaterne, die auf dieser Seite der Brücke stand.

An ihrem Hähnchenflügel knabbernd, trat meine Mutter auf den stählernen Gitterrost. Scheinwerfer erfassten sie und

warfen ihren langen Schatten hinter sie. Der Klempner kam an dem Schild auf der anderen Seite vorüber, auf dem stand: VORSICHT! BEI FROST GLATTEISGEFAHR! Ob er wohl in den Rückspiegel geblickt hat? Oder sein Handy auf Nachrichten überprüft? Später hat er beides verneint, aber wenn ich über das nachdenke, was meiner Mutter an jenem Abend zugestoßen ist, fällt mir immer der Spruch meines Vaters ein, der einzige reinrassige Unfall, von dem er je gehört habe, sei der mit dem Meteoriteneinschlag auf jemandes Kopf gewesen.

Platz war eigentlich genug, weil die Stahlbrücke ein ganzes Stück breiter als die hölzerne Ausführung war. Das Problem war der Metallrost. Der Klempner sah meine Mutter und trat mitten auf der Brücke auf die Bremse, nicht weil er zu schnell gefahren wäre (behauptete er jedenfalls), sondern rein instinktiv. Auf der stählernen Oberfläche hatte sich Eis gebildet. Der Kastenwagen geriet ins Schlittern und drehte sich langsam seitwärts. Meine Mutter presste sich geduckt ans Geländer und ließ das Hähnchenteil fallen. Der Kastenwagen drehte sich weiter, prallte gegen sie und ließ sie am Geländer entlangwirbeln wie einen Kreisel. Ich will mir nicht vorstellen, welche von ihren Körperteilen bei diesem Todeswirbel abgerissen wurden, aber manchmal kann ich nicht anders. Sicher weiß ich nur, dass die Schnauze des Kastenwagens sie schließlich an eine Strebe auf der dem Zip Mart zugewandten Brückenseite presste. Ein Teil von ihr fiel in den Fluss, das meiste blieb auf der Brücke.

In meinem Geldbeutel steckt ein Bild von uns beiden. Als es aufgenommen wurde, war ich etwa drei Jahre alt. Sie trägt mich auf der Hüfte, eine meiner Hände ist in ihrem Haar vergraben. Sie hatte wunderschöne Haare.

War ein Scheißweihnachten in dem Jahr, das kann man mir gern glauben.

Ich erinnere mich an das Beisammensein nach der Beerdigung. Es fand bei uns zu Hause statt. Mein Vater war zuerst da, hat die Leute begrüßt und Beileidsbekundungen entgegengenommen, aber dann war er irgendwie plötzlich weg. Ich fragte seinen Bruder, meinen Onkel Bob, wohin er verschwunden sei. »Er musste sich hinlegen«, sagte Onkel Bob. »Er war echt fix und fertig, Charlie. Wie wär's, wenn du rausgehst und was spielst?«

Ich hatte noch nie im Leben weniger Lust zum Spielen gehabt, ging aber trotzdem nach draußen. Dabei kam ich an ein paar Erwachsenen vorbei, die zum Rauchen draußen standen, und hörte einen sagen: *Armer Kerl, breit wie 'ne Natter*. Schon da, als ich tief in Trauer um meine Mutter war, wusste ich, über wen sie sprachen.

Bevor meine Mutter starb, war mein Vater das, was ich als »regelmäßigen Trinker« bezeichnen würde. Ich war noch ein kleiner Junge in der zweiten Klasse, weshalb man diese Einschätzung wohl mit einer gewissen Skepsis betrachten muss, aber ich stehe dazu. Ich hörte ihn nie lallen, er taumelte nicht durch die Gegend, er versackte nicht in Kneipen, und er wurde mir oder meiner Mutter gegenüber nie handgreiflich. Wenn er mit seiner Aktentasche nach Hause kam, mixte Mama ihm einen Drink, normalerweise einen Martini. Sie trank auch einen. Abends beim Fernsehen genehmigte er sich gern ein, zwei Bier. Das war's.

Nach der Sache mit der verfluchten Brücke änderte sich das alles. Er war nach der Beerdigung breit (*wie 'ne Natter*), und dann auch an Weihnachten und an Silvester (den Leute wie er als Amateurnacht bezeichneten, wie ich später erfuhr).

In den Wochen und Monaten nachdem wir meine Mutter verloren hatten, war er die meiste Zeit besoffen. Hauptsächlich zu Hause. Er ging abends weiterhin nicht in eine Kneipe («da sind zu viele Arschlöcher wie ich«, hat er einmal gesagt), und er wurde mir gegenüber weiterhin nicht handgreiflich, aber sein Alkoholkonsum war außer Kontrolle. Jetzt weiß ich das alles; damals habe ich es einfach nur hingenommen. Kinder verhalten sich so. Nicht anders als Hunde.

Zuerst musste ich mir das Frühstück nur zweimal die Woche selbst machen, dann viermal und schließlich praktisch immer. Wenn ich morgens in der Küche Buchstabenpops oder Apfelfringe von Kellogg's futterte, hörte ich ihn im Schlafzimmer schnarchen, laut wie ein Außenborder. Manchmal vergaß er das Rasieren, bevor er zur Arbeit fuhr. Nach dem Abendessen (das er zunehmend von irgendwoher mitbrachte) versteckte ich seinen Autoschlüssel. Wenn er eine neue Flasche brauchte, konnte er ja zum Zippy latschen und sich eine holen. Manchmal machte ich mir Sorgen, er könnte auf der verfluchten Brücke einem Wagen begegnen, aber nicht zu sehr. Ich war mir sicher (*ziemlich sicher* zumindest), dass meine beiden Eltern unmöglich am selben Ort ums Leben kommen konnten. Mein Vater arbeitete ja bei einer Versicherung, und ich wusste, wofür man dort statistische Tabellen verwendete – um die Chancen zu berechnen.

Mein Dad war gut in seinem Beruf, weshalb er trotz Sauferei mehr als drei Jahre lang über die Runden kam. Ob man ihn bei der Arbeit wohl verwarnte? Das weiß ich nicht, aber wahrscheinlich schon. Ob die Polizei ihn wohl anhielt, weil er Schlangenlinien gefahren war, nachdem er bereits am Nachmittag mit Trinken angefangen hatte? Wenn ja, ließ man ihn vielleicht mit einer Verwarnung davonkommen. Wahrscheinlich sogar, immerhin kannte er alle Polizisten in der Stadt. Mit denen umzugehen gehörte zu seinem Beruf.

In jenen drei Jahren hatte unser Leben einen Rhythmus. Vielleicht keinen guten Rhythmus, also keinen, auf den man gern tanzen würde, aber einen, auf den ich zählen konnte. Gegen drei Uhr nachmittags kam ich nach Hause. Wenn mein Vater gegen fünf eintrudelte, hatte er schon ein paar Gläser intus, was man an seinem Atem roch. (Abends ging er zwar nie auf Kneipentour, aber wie ich später erfuhr, machte er auf der Heimfahrt vom Büro regelmäßig in Duffy's Tavern kurz Station.) Er brachte eine Pizza, Tacos oder was Chinesisches von Joy Fun mit. An manchen Abenden vergaß er das, woraufhin wir uns etwas bestellten ... Genauer gesagt, tat ich das dann. Und nach dem Essen ging's mit dem Trinken richtig los. Hauptsächlich Gin. Anderes Zeug, wenn kein Gin mehr da war. Manchmal schlief er vor dem Fernseher ein, und manchmal torkelte er ins Schlafzimmer und überließ es mir, seine Schuhe und die zerknitterte Anzugjacke aufzuräumen. Hin und wieder wachte ich nachts auf und hörte ihn weinen. Es ist ziemlich schrecklich, so etwas mitten in der Nacht mitzubekommen.

Zum Absturz kam es dann 2006. Es waren Sommerferien, und ich hatte um zehn Uhr morgens an einem Baseballspiel mitgewirkt, bei dem mir zwei Homeruns und ein fantastischer Catch gelungen waren. Als ich um die Mittagszeit nach Hause kam, fand ich meinen Vater bereits dort vor. Er saß in seinem Sessel und stierte in den Fernseher, wo irgendwelche historischen Filmstars sich auf einer Burgtreppe duellierten. Dad trug lediglich eine Unterhose und schlürfte ein milchiges Getränk, das nach purem Gilbey's roch. Ich fragte ihn, wieso er schon zu Hause sei.

Ohne den Blick von dem Schwertkampf abzuwenden, und nur mit ganz leicht verwaschener Stimme, sagte er: »Offenbar hab ich meinen Job verloren, Charlie. Beziehungsweise – um Bobcat Goldthwait zu zitieren – weiß ich zwar, wo der

ist, aber jetzt macht ihn jemand anderes. Schon bald jedenfalls.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, aber die Worte kamen mir trotzdem aus dem Mund. »Wegen deiner Trinkerei.«

»Damit werde ich aufhören«, sagte er.

Ich zeigte nur auf das Glas. Dann ging ich in mein Zimmer, verriegelte die Tür und heulte los.

Er klopfte an die Tür. »Kann ich reinkommen?«

Ich antwortete nicht. Er sollte mich nicht flennen hören.

»Komm schon, Charlie. Ich hab das Zeug in die Spüle gekippt.«

Als ob ich nicht gewusst hätte, dass die Flasche mit dem Rest auf der Küchentheke stand. Und eine weitere im Schnapschrank. Oder zwei. Oder drei.

»Komm schon, Charlie, sag doch was.« *Schag do wasch*. Ich hasste das Lallen.

»Fick dich, Dad.«

So etwas hatte ich noch nie im Leben zu ihm gesagt, und irgendwie wollte ich, dass er reinkommen und mir eins überziehen würde. Oder mich umarmen. Irgendetwas jedenfalls. Stattdessen hörte ich ihn in die Küche schlurfen, wo die Flasche Gilbey's auf ihn wartete.

Als ich endlich aus meinem Zimmer kam, war er auf dem Sofa eingeschlafen. Der Fernseher war noch an, aber ohne Ton. Es lief ein anderer Schwarz-Weiß-Film, in dem alte Autos in etwas herumrasten, was unübersehbar eine Filmkulisse war. Dad schaltete beim Trinken immer TCM ein, falls ich nicht gerade zu Hause war und auf etwas anderem bestand. Die Flasche stand auf dem Couchtisch und war weitgehend leer. Den Rest goss ich in die Spüle. Dann öffnete ich den Schnapschrank und überlegte, ob ich auch alles andere wegschütten sollte, aber der Anblick von dem ganzen Gin, dem Whiskey,

den Miniaturflaschen Wodka und dem Kaffeelikör machte mich völlig fertig. Man kann sich vielleicht nicht vorstellen, dass ein Zehnjähriger derart fertig sein kann, aber das war ich.

Fürs Abendessen stellte ich ein tiefgekühltes Fertiggericht von Stouffer's in die Mikrowelle – Grandma's Chicken Bake, unser Lieblingsmenü – und rüttelte meinen Vater wach, während das Zeug erhitzt wurde. Er setzte sich auf, blickte sich um, als wüsste er nicht, wo er sei, und gab dann fürchterliche Würgeräusche von sich, wie ich sie noch nie gehört hatte. Die Hände auf den Mund gepresst, schwankte er ins Badezimmer, wo ich ihn kotzen hörte. Es kam mir vor, als würde er nie damit aufhören, doch irgendwann war es so weit. Die Mikrowelle klingelte. Ich holte das Gericht mit den Ofenhandschuhen heraus. Auf dem linken stand GOOD COOKIN' und auf dem rechten GOOD EATIN' – wenn man so Dinger ein einziges Mal vergisst, während man was Heißes aus der Mikro holt, vergisst man sie nie wieder. Nachdem ich etwas auf unsere Teller gelöffelt hatte, ging ich ins Wohnzimmer, wo Dad mit gesenktem Kopf auf dem Sofa saß. Er hatte die Hände hinter dem Nacken verschränkt.

»Kannst du was essen?«

Er hob den Kopf. »Vielleicht. Wenn du mir vorher ein paar Aspirin bringst.«

Im Badezimmer stank es nach Gin und etwas anderem, eventuell einem Bohnen-Dip, aber wenigstens hatte er alles in die Kloschüssel befördert und weggespült. Ich versprühte etwas Lufterfrischer, dann brachte ich Dad das Pillengläschen und ein Glas Wasser. Er nahm drei Aspirin und stellte das Glas da hin, wo die Flasche Gilbey's gestanden hatte. Dann sah er mich mit einem Ausdruck an, den ich noch nie an ihm gesehen hatte, nicht einmal da, wo Mama gestorben war. Ich spreche es nicht gern aus, aber genau das habe ich damals nun

einmal gedacht: Es war der Blick eines Hundes, der auf den Teppich gekackt hat.

»Ich könnte was essen, wenn du mich umarmst.«

Ich umarmte ihn und entschuldigte mich für das, was ich zuvor gesagt hatte.

»Ist schon okay. Irgendwie hab ich's wohl verdient.«

Wir gingen in die Küche und aßen so viel von Grandma's Chicken Bake, wie wir schafften, was allerdings nicht viel war. Während er die Teller nahm und den Rest in den Ausguss schabte, erklärte er mir, er werde aufhören zu trinken, was er am Wochenende auch tat. Am Montag, sagte er, werde er sich nach einem neuen Job umsehen, was er wiederum nicht tat. Er blieb zu Hause, sah sich auf TCM alte Filme an, und als ich nach dem Baseballtraining und der mittäglichen Schwimmstunde im YMCA heimkam, war er ziemlich knülle.

Als er sah, wie ich ihn bäugte, schüttelte er nur den Kopf.
»Morgen. Morgen. Ich versprech's hoch und heilig.«

»Wer's glaubt, wird selig«, sagte ich und verzog mich in mein Zimmer.

6

Das war der schlimmste Sommer meiner Kindheit. Doch nicht etwa schlimmer als der in dem Jahr, wo deine Mutter gestorben ist, könnte man mir jetzt entgegenhalten. Dem würde ich jedoch widersprechen, weil ich jetzt nämlich nur noch meinen Vater hatte, aber auch weil sich alles in Zeitlupe abzuspielen schien.

Er bemühte sich halbherzig, wieder einen Job in der Versicherungsbranche zu finden, aber da wurde nichts draus, selbst wenn er sich rasierte, duschte und anständig anzog. Gewisse Dinge sprachen sich herum.

Rechnungen trudelten ein und stapelten sich auf dem Tischchen im Flur. Ungeöffnet. Von ihm jedenfalls. Ich öffnete sie, wenn der Stapel zu hoch wurde. Dann legte ich sie ihm vor, und er schrieb entsprechende Schecks aus. Ich wusste nicht, wann die Schecks mit dem Stempel FEHLENDE KONTODECKUNG zurückkommen würden, und wollte es auch nicht wissen. Es war, wie auf einer Brücke zu stehen und mir vorzustellen, dass ein außer Kontrolle geratener Kastenwagen auf mich zuschlitterte. Und was ich wohl als Letztes denken würde, bevor ich zu Tode gequetscht wurde.

Dad nahm einen Teilzeitjob in der Autowaschanlage draußen an der Schnellstraße an. Den behielt er eine Woche lang, dann kündigte er entweder oder wurde gefeuert. Den Grund verriet er mir nicht, und ich fragte ihn nicht danach.

Beim Baseball schaffte ich es ins All-Star-Team, aber wir schieden im Qualifikationsturnier schon nach den ersten beiden Spielen aus. In der regulären Spielzeit hatte ich sechzehn Homeruns erzielt, womit ich der beste Power Hitter in der Mannschaft war, doch in den besagten zwei Spielen schlug ich siebenmal nach Bällen, bei denen ich mich nicht hätte rühren sollen, einmal nach einem, der im Dreck landete, während ein anderer so weit über meinen Kopf hinwegzischte, dass ich einen Aufzug gebraucht hätte, um ihn zu treffen. Der Trainer fragte, was mit mir los sei, und ich sagte: Nichts, nichts, lassen Sie mich einfach in Frieden. Außerdem stellte ich allerhand Schwachsinn an, teils mit einem Freund zusammen, teils allein.

Und ich schlief nicht besonders gut. Zwar hatte ich keine Albträume wie nach dem Tod meiner Mutter, aber ich konnte einfach nicht einschlafen. Manchmal schaffte ich das erst um Mitternacht oder um eins. Irgendwann drehte ich sogar den Wecker um, damit ich die Ziffern nicht mehr sehen musste.

Ich hasste meinen Vater nicht gerade (wobei es mit der Zeit bestimmt dazu gekommen wäre), aber ich empfand so etwas wie Verachtung für ihn. *Blöder Schwächling*, dachte ich, wenn ich im Bett lag und ihn schnarchen hörte. Und natürlich fragte ich mich, was aus uns werden würde. Das Auto war abbezahlt, ein Pluspunkt, der auf das Haus allerdings nicht zutraf, und bei der Höhe der Raten wurde mir ganz schön schwindelig. Wie lange würde es dauern, bis er den monatlichen Betrag nicht mehr aufbringen konnte? Dazu würde es zweifellos kommen, immerhin lief die Hypothek noch ganze neun Jahre, und es war unmöglich, dass unser Geld so lange reichte.

Obdachlos, dachte ich. *Die Bank wird das Haus einkassieren wie in Die Früchte des Zorns, und dann sind wir obdachlos.*

Im Stadtzentrum hatte ich schon Obdachlose gesehen, viele sogar, und wenn ich nicht einschlafen konnte, traten sie mir vor Augen. Ich musste viel über diese städtischen Wanderer nachdenken. Sie trugen alte Klamotten, die faltig über ihren hageren Körper fielen oder sich über den Bauch spannten. Von Klebeband zusammengehaltene billige Turnschuhe. Kaputte Brillen. Langes Haar. Irre Augen. Schnapsatem. Ich stellte mir vor, wie wir in unserem Auto schliefen, unten am alten Eisenbahndepot oder auf dem Parkplatz von Walmart zwischen den Wohnmobilen. Ich stellte mir vor, wie mein Vater all unsere Habseligkeiten in einem Einkaufswagen durch die Gegend schob. Dabei sah ich in dem Wagen immer meinen Nachttischwecker. Keine Ahnung, weshalb, aber mich erschreckte das.

Bald würde wieder die Schule losgehen, ob ich nun obdachlos war oder nicht. Manche Jungs aus dem Baseballteam würden mich wahrscheinlich wegen meiner Glanzleistung beim Turnier aufziehen. Nicht so schlimm, wie wenn sie mich damit hänselten, dass mein Vater ein Säufer war, aber wie lange würde es dauern, bis das bekannt wurde? Die Leute in unserer Straße wussten bereits, dass George Reade nicht mehr zur

Arbeit ging, und höchstwahrscheinlich war ihnen auch klar, warum. Da machte ich mir nichts vor.

Wir waren schon früher weder in die Kirche gegangen noch in irgendeinem herkömmlichen Sinn religiös gewesen. Einmal hatte ich meine Mutter gefragt, warum wir nicht in die Kirche gingen – ob das daran liege, dass sie nicht an Gott glaube? Doch, das tue sie, erklärte sie mir, aber sie brauche keinen Pfarrer (oder einen Priester oder Rabbi), der ihr sagte, auf welche Weise sie an ihn glauben solle. Sie müsse nur die Augen aufsperrn und sich umsehen, um das zu wissen. Dad sagte, er sei in einer baptistischen Familie aufgewachsen, jedoch nicht mehr in die Kirche gegangen, seit man sich dort mehr für Politik als für die Bergpredigt interessiert habe.

Etwa eine Woche vor Schulanfang kam es mir eines Abends trotzdem in den Sinn zu beten. Der Drang dazu war so stark, dass es sich eigentlich um einen Zwang handelte. Ich kniete mich neben mein Bett, faltete die Hände, presste die Augen zu und betete, mein Vater möge aufhören zu trinken. »Wenn du das für mich tust, wer immer du auch bist, dann werde ich auch etwas für dich tun«, sagte ich. »Das verspreche ich dir hoch und heilig. Zeig mir einfach, was du willst, dann tu ich das. Das schwöre ich.«

Dann stieg ich wieder ins Bett, und wenigstens in dieser Nacht schlief ich bis zum Morgen durch.

7

Bevor man ihn rauswarf, hatte Dad bei der Overland National Insurance gearbeitet. Das ist eine große Firma, deren Werbespots man ja hinlänglich kennt, das sind die mit Bill und Jill, den sprechenden Kamelen. Sehr lustig das Ganze. Dad

sagte mal: »Die Versicherungen lassen alle lustige Spots drehen, damit man auf sie aufmerksam wird, aber sobald die Versicherten einen Schaden melden, vergeht denen das Lachen. Dann komme nämlich ich ins Spiel. Als Schadenregulierer soll ich die vertraglich vereinbarte Summe nämlich nach unten regulieren, obwohl das natürlich niemand laut ausspricht. Manchmal tue ich's auch, aber ich will dir ein Geheimnis verraten – am Anfang stelle ich mich immer auf die Seite der Versicherten. Falls ich wirklich keinen Grund finde, der dagegen spricht.«

Die Zentrale von Overland Midwest befand sich am Stadtrand von Chicago in einer Gegend, die Dad als Versicherungsghetto bezeichnete. Als er noch dorthin pendelte, brauchte er von Sentry aus nur eine Dreiviertelstunde oder, wenn viel Verkehr war, höchstens eine. In dem Bürohaus arbeiteten mindestens hundert Schadenregulierer, und im September 2008 kam einer von seinen früheren Kollegen zu uns zu Besuch. Er hieß Lindsey Franklin; Dad nannte ihn Lindy. Es war am späten Nachmittag, und ich saß am Küchentisch bei meinen Hausaufgaben.

Der Tag hatte einen bemerkenswert beschissenen Anfang genommen, und jetzt roch es im Haus immer noch leicht nach Rauch, obwohl ich Lufterfrischer versprüht hatte. Dad hatte beschlossen, zum Frühstück Omelett zu machen. Weiß Gott, wieso er schon um sechs Uhr morgens auf war oder auf die Idee kam, dass ich ein Omelett brauchte; jedenfalls spazierte er aus der Küche, um auf die Toilette zu gehen oder den Fernseher einzuschalten, und vergaß, was auf dem Herd stand. Zweifellos war er vom Vorabend noch halb besoffen. Ich wachte auf, weil der Rauchmelder schrillte, rannte in Unterwäsche in die Küche und sah dort die Rauchwolke vom Herd aufsteigen. Das Ding in der Bratpfanne erinnerte an ein verkohltes Holzschicht.

Ich kratzte es in den Müll und nahm mir eine Schale Apfelfringe. Dad trug immer noch die Küchenschürze, was irgendwie dämlich aussah. Als er sich entschuldigen wollte, murmelte ich etwas, damit er den Mund hielt. Aus jenen Wochen und Monaten ist mir im Gedächtnis geblieben, wie er sich ständig entschuldigte, was mich total kirre machte.

Es war jedoch auch ein bemerkenswert guter Tag, einer von den besten, und zwar wegen dem, was am Nachmittag geschah. Man weiß wahrscheinlich schon, worauf ich hinauswill, aber ich werde es trotzdem erzählen, weil ich nie aufgehört habe, meinen Vater zu lieben, selbst wenn ich ihn zwischendurch einmal nicht mochte, und dieser Teil der Geschichte macht mich glücklich.

Lindy Franklin arbeitete also bei Overland. Außerdem war er trockener Alkoholiker. Er gehörte nicht zu den Kollegen, mit denen mein Vater besonders gut befreundet gewesen war, wahrscheinlich weil Lindy nach der Arbeit nie mit den anderen Jungs in Duffy's Tavern Station machte. Dennoch wusste er, weshalb mein Dad seinen Job verloren hatte, und war auf die Idee gekommen, etwas zu unternehmen. Es wenigstens zu versuchen. Später erfuhr ich, dass so etwas zum Zwölften Schritt der AA gehörte. Er hatte mehrere Termine in unserer Stadt, und sobald er damit fertig war, beschloss er spontan, bei uns vorbeizuschauen. Später erzählte er, dass er es sich um ein Haar anders überlegt hätte, weil er niemand dabei hatte (solche Besuche machten die Anonymen Alkoholiker normalerweise mit Begleitung, so ähnlich wie die Mormonen), aber dann habe er gedacht, es könne ja nichts schaden, und auf seinem Handy unsere Adresse gesucht. Ich stelle mir nicht gern vor, was aus uns geworden wäre, wenn er das nicht getan hätte. Auf jeden Fall wäre ich nie im Schuppen von Mr. Bowditch gelandet, das steht fest.

Mr. Franklin trug Anzug und Krawatte. Die Frisur war sauber geschnitten. Dad – unrasiert, mit heraushängendem Hemd, barfuß – stellte uns einander vor. Mr. Franklin schüttelte mir die Hand und meinte, er freue sich, mich kennenzulernen. Ob es mir wohl etwas ausmachen würde, nach draußen zu gehen, damit er allein mit meinem Vater sprechen könne. Dazu war ich gern bereit, aber wegen der Frühstückskatastrophe standen die Fenster noch offen, und ich bekam ziemlich viel von dem mit, was Mr. Franklin sagte. Vor allem an zweierlei erinnere ich mich. Dad sagte, er würde trinken, weil er Janey noch so sehr vermisse. Worauf Mr. Franklin sagte: »Wenn der Schnaps sie ins Leben zurückholen könnte, hätte ich da keine Einwände. Aber das wird er nicht. Und wie würde sie sich fühlen, wenn sie wüsste, wie du und dein Junge jetzt lebt?«

Außerdem sagte er: »Bist du es nicht leid, dir dauernd leidzutun?« Da fing mein Vater zu weinen an. Normalerweise war es mir zuwider, wenn es dazu kam (*blöder Schwächling*), aber mir war, als ob sich dieses Weinen irgendwie anders als sonst anhörte.

8

Ihr habt sicher die ganze Zeit über gewusst, wie sich die Geschichte entwickeln würde. Und wahrscheinlich ahnt ihr auch schon, wie sie weiterging. Auf jeden Fall tun das alle, die selbst trockene Alkoholiker sind oder so jemand kennen. Noch am selben Abend nahm Lindy Franklin also meinen Dad zu einem AA-Meeting mit. Als sie zurückkamen, rief er seine Frau an und sagte, er werde bei einem Freund übernachten. Er schlief auf unserem Ausziehsofa, und am folgenden Morgen nahm er Dad zu einem um sieben Uhr stattfindenden

Meeting mit, das sich *Trockener Sonnenaufgang* nannte. Dad besuchte es von da an regelmäßig, und dort bekam er auch die Medaille für sein erstes Jahr. Ich schwänzte die Schule, damit ich sie ihm überreichen konnte, und diesmal war ich derjenige, der ein bisschen heulte. Was niemand etwas auszumachen schien; bei solchen Meetings wird ziemlich viel geheult. Anschließend umarmte mich Dad, und Lindy tat das ebenfalls. Inzwischen nannte ich ihn beim Vornamen, weil er oft bei uns war. Im AA-Programm war er der Sponsor von meinem Dad.

Das war das Wunder. Inzwischen weiß ich eine ganze Menge über die AA, weshalb mir klar ist, dass Männer und Frauen auf der ganzen Welt ständig Ähnliches erleben, aber mir kam es trotzdem wie ein Wunder vor. Seine erste Medaille bekam Dad nicht exakt ein Jahr nach Lindys erstem Besuch, weil er zwischendurch ein paar Ausrutscher hatte, aber er stand sie ein, und die AA-Leute sagten, was sie immer sagten: Komm einfach wieder. Das tat er, und der letzte Ausrutscher – ein einzelnes Bier aus einem Sechserpack, dessen Rest er dann in die Spüle schüttete – ereignete sich kurz vor Halloween 2009. Als Lindy bei Dads erstem Jahrestag eine kleine Rede hielt, sagte er, massenhaft Leute würden von dem Programm hören, aber nie die Ohren aufsperrern. Dad sei einer von denen, die Glück gehabt hätten. Mag sein, dass das stimmte; vielleicht war das mit meinem Gebet ja nur ein Zufall, aber ich möchte gern glauben, dass es keiner war. Bei den AA kann man glauben, was man will. Das steht in dem Buch, das die trockenen Alkoholiker liebevoll *Das große Buch* nennen.

Jedenfalls war ich jetzt damit dran, ein Versprechen einzulösen.

Die einzigen Meetings, an denen ich teilnahm, waren die zu Dads Jahrestagen, aber Lindy war ja oft bei uns, weshalb ich mir viele von den Slogans merkte, die AA-Leute ständig von sich gaben. Unter anderem gefielen mir die Sprüche *Man kann aus einer Essiggurke kein Frischgemüse mehr machen* und *Gott baut keinen Schrott*, aber am meisten beeindruckt mich bis heute etwas, was Lindy eines Abends sagte, als Dad von den ganzen unbezahlten Rechnungen erzählt hat und von seiner Angst, das Haus zu verlieren. Dass mein Vater jetzt nicht mehr trinke, sei ein Wunder, meinte Lindy daraufhin. »Aber Wunder sind keine Zauberei«, fügte er hinzu.

Als Dad sechs Monate trocken war, sprach er wieder bei Overland vor, und da Lindy Franklin und einige andere sich für ihn einsetzten – darunter auch sein früherer Vorgesetzter, der ihn hatte rausschmeißen müssen –, bekam er seine Stelle zurück, wenn auch nur auf Probe, was ihm aber voll und ganz bewusst war. Deshalb strengte er sich doppelt an. Im Herbst 2011 (zwei Jahre trocken) führte er dann eine Diskussion mit Lindy, die so lange dauerte, dass Lindy schließlich wieder auf dem Ausziehsofa übernachtete. Dad sagte, er wolle sich selbständig machen, werde das aber nur tun, wenn Lindy seinen Segen dazu gebe. Nachdem der sich vergewissert hatte, dass Dad nicht wieder zu trinken anfangen würde, wenn sein Vorhaben scheitern sollte – soweit das voraussagen war; trocken zu werden ist eigentlich keine Hexerei –, meinte er, Dad solle doch einfach mal einen Versuchsballon starten.

Dad setzte sich mit mir zusammen und erklärte, was das bedeute: ohne Netz und doppelten Boden zu arbeiten. »Na, was meinst du dazu?«

»Ich glaube, du solltest den sprechenden Kamelen adios sagen«, sagte ich ernst, was ihn zum Lachen brachte. Dann

fügte ich nur noch eines an: »Aber wenn du wieder mit dem Trinken anfängst, wirst du es verbocken.«

Zwei Wochen später reichte er bei Overland die Kündigung ein, und im Februar 2012 hängte er an einem winzigen Büro in unserer Hauptstraße sein Schild auf: *George Reade – Unabhängiger Sachverständiger und Schadenregulierer.*

In diesem Kabuff verbrachte er allerdings nicht viel Zeit; hauptsächlich war er unterwegs. Er unterhielt sich mit Polizisten und mit Kautionsagenten (»die haben immer gute Tipps«, meinte er), aber vor allem unterhielt er sich mit Rechtsanwälten. Viele kannten ihn von seiner Arbeit bei Overland und wussten, dass man ihm vertrauen konnte. Sie vermittelten ihm Aufträge, richtig schwierige, bei denen die betreffende Versicherung die zu zahlende Summe drastisch reduzieren wollte oder die Entschädigungsforderung gleich ganz ablehnte. Er musste viele, viele Stunden arbeiten. Abends, wenn ich heimkam, war er normalerweise noch nicht da, weshalb ich mir das Abendessen selbst kochen musste. Was mir nichts ausmachte. Wenn mein Dad endlich doch auftauchte, umarmte ich ihn anfangs, um heimlich zu schnupern, ob er den unvergesslichen Gilbey's-Geruch verströmte. Nach einer Weile umarmte ich ihn jedoch einfach nur noch so. Und seine morgendlichen AA-Meetings versäumte er nur selten.

Manchmal kam Lindy zum Sonntagsessen; meist brachte er etwas aus irgendeinem Lokal mit, und dann schauten wir uns zu dritt im Fernsehen das aktuelle Spiel der Bears an oder in der Baseballsaison das von den White Sox. An einem solchen Nachmittag sagte Dad, sein Geschäft laufe mit jedem Monat besser. »Es würde schneller gehen, wenn ich mich in kritischen Fällen öfter auf die Seite der Antragsteller schlagen würde, aber viele von denen machen keinen guten Eindruck.«

»Da erzählst du mir nichts Neues«, sagte Lindy. »Kurzfristig könntest du mit so was zwar Gewinn machen, aber am Ende würdest du doch auf den Arsch fallen.«

Kurz vor meinem ersten Jahr an der Hillview High sagte Dad, wir müssten uns mal ernsthaft unterhalten. Ich wappnete mich für einen Vortrag über den Alkoholkonsum von Jugendlichen oder eine Diskussion über den Schwachsinn, den ich und mein Freund Bertie Bird während Dads Trinkertagen (und eine Weile danach) angestellt hatten, aber er hatte nichts dergleichen im Sinn. Es ging um die Schule. Er erklärte mir, dass ich unbedingt gut abschneiden müsse, wenn ich auf ein gutes College gehen wolle. *Richtig* gut.

»Mein Geschäft wird weiterlaufen. Zuerst hat es mir Angst gemacht, und vor einer Weile musste ich meinen Bruder sogar um einen Kredit bitten, aber den hab ich fast wieder zurückgezahlt, und ich glaube, es dauert nicht mehr lange, bis wir festen Boden unter den Füßen haben. Auf jeden Fall bekomme ich viele Anfragen. Was allerdings das College angeht ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass ich dir da viel helfen kann, zumindest nicht am Anfang. Wir haben verdammt Glück, dass wir überhaupt flüssig sind. Was natürlich meine Schuld ist. Ich tu zwar alles, was ich kann, um die Sache in Ordnung zu bringen ...«

»Das weiß ich doch.«

»... aber in dem Fall musst du dir selbst helfen. Du musst dich auf den Hosenboden setzen. Wenn dann der Zugangstest ansteht, musst du richtig glänzen.«

Ich hatte vor, den Test im Dezember zu machen, verriet aber nichts davon. Dad war in Fahrt gekommen.

»Außerdem solltest du über ein Darlehen nachdenken, aber nur als letztes Mittel – so was hat man lange am Hals. Ein Stipendium ist auch eine Möglichkeit. Wenn du gut in Sport bist, kannst du zwar auf die Weise eins ergattern, aber am

wichtigsten sind die Noten. Noten, Noten, Noten. Der Jahrgangsbeste wirst du vielleicht nicht werden, aber du musst zu den besten zehn gehören. Verstehst du das?«

»Aber ja, Vater«, sagte ich, worauf er mir eine spielerische Ohrfeige verpasste.

10

Ich lernte wie besessen und schaffte gute Noten. Im Herbst spielte ich Football, im Frühjahr Baseball. In meinem zweiten Highschooljahr kam ich in beidem in die Schulauswahl. Wenn es nach Coach Harkness gegangen wäre, hätte ich auch noch Basketball gespielt, aber da weigerte ich mich. Wenigstens für drei Monate im Jahr wolle ich auch mal was anderes machen, sagte ich zu ihm. Worauf der Coach nur den Kopf über den traurigen Zustand der Jugend in dekadenten Zeiten schüttelte.

Nebenbei ging ich zu ein paar Tanzabenden. Ich küsste ein paar Mädchen. Ich fand ein paar gute Freunde, hauptsächlich Sportler, aber nicht nur. Ich entdeckte ein paar Metal-Bands, die mir gefielen, und spielte ihre CDs bei voller Lautstärke. Mein Vater protestierte zwar nie dagegen, schenkte mir zu Weihnachten jedoch Ohrhörer. In meiner Zukunft würden furchtbare Dinge geschehen, von denen ich später noch berichten werde, aber die furchtbaren Dinge, die ich mir früher in meinen schlaflosen Nächten ausgemalt hatte, blieben samt und sonders aus. Das Haus gehörte immer noch uns, und ich konnte mit meinem Schlüssel immer noch die Haustür aufschließen. Alles im grünen Bereich. Wer sich je schon einmal vorgestellt hat, die kalten Winternächte in einem Auto oder einem Obdachlosenasyl zu verbringen, weiß, wovon ich spreche.

Und den Vertrag, den ich mit Gott geschlossen hatte, vergaß ich nie. *Wenn du das für mich tust, dann werde ich auch etwas für dich tun*, hatte ich gelobt. Auf den Knien hatte ich das getan. *Zeig mir einfach, was du willst, dann tu ich das. Das schwöre ich*. Es war ein Kindergebet gewesen, also magisches Denken, aber ein Teil von mir (der größte) glaubte das eigentlich nicht. Das ist noch heute so. Ich dachte, mein Gebet sei erhört worden, genau wie in einem von diesen kitschigen Filmen, die man auf Lifetime zwischen Thanksgiving und Weihnachten zeigte. Was bedeutete, dass ich meinen Teil der Vereinbarung halten musste. Wenn ich das nicht tat, würde Gott das Wunder zurücknehmen, und mein Vater würde wieder zu trinken anfangen. Schließlich musste man in Betracht ziehen, dass Highschoolkids – egal wie groß sie als Jungen und wie hübsch sie als Mädchen sein mochten – im Innern weiterhin eher Kinder waren.

Ich gab mir alle Mühe. Selbst wenn manche Tage mit schulischen und außerschulischen Betätigungen nicht nur vollgestopft waren, sondern davon beinahe platzten, gab ich mein Bestes, meine Schuldigkeit zu tun.

Unter anderem beteiligte ich mich an einem Projekt, bei dem eine Schülergruppe einen Straßenabschnitt adoptierte. Wir bekamen zwei Meilen vom Highway 226 zugeteilt, die praktisch eine Wüste aus Fastfoodschuppen, Motels und Tankstellen darstellten. In der Zeit habe ich zahllose Big-Mac-Schachteln, noch zahllosere Bierdosen und mindestens ein Dutzend herrenlose Unterhosen aufgesammelt. Einmal schlüpfte ich an Halloween in ein dämliches orangefarbenes Sweatshirt und marschierte durch die Gegend, um Spenden für UNICEF zu sammeln. Im Sommer 2012 saß ich am Tisch einer Kampagne zur Wählerregistrierung, obwohl ich erst anderthalb Jahre später wahlberechtigt sein würde. Außerdem half ich freitags nach dem Sporttraining im Büro meines Vaters aus,

wo ich Akten einsortierte und Daten in den Computer einpflegte – echt nervige Arbeit –, während es draußen dunkel wurde und wir Pizza von Giovanni's direkt aus der Schachtel futterten.

Das alles, meinte Dad, würde auf meinen Bewerbungen fürs College toll wirken, und ich stimmte ihm zu, ohne ihm zu verraten, weshalb ich es tat. Ich wollte nicht, dass Gott auf die Idee kam, ich würde mich nicht an meinen Teil der Vereinbarung halten, aber trotzdem glaubte ich manchmal, den Himmel missbilligend flüstern zu hören: *Das genügt nicht, Charlie. Meinst du wirklich, Müll am Straßenrand aufzusammeln reicht als Ausgleich für das gute Leben, das du jetzt mit deinem Vater führst?*

Was mich – endlich – zum April 2013 bringt und damit zu dem Jahr, in dem ich siebzehn wurde. Und zu Mr. Bowditch.

11

Die gute alte Hillview High! Es kommt mir vor, als wäre seither eine Ewigkeit vergangen. Wenn ich im Winter mit dem Bus hinfuhr, saß ich ganz hinten neben Andy Chen, einem guten Schulkameraden von mir seit der Grundschule. Andy war ein Supersportler, der es später ins Basketballteam der Hofstra University schaffen sollte. Bertie hingegen war inzwischen weggezogen. Was eine gewisse Erleichterung darstellte. Es gab so etwas wie einen guten Freund, der eigentlich ein schlechter Freund war. In diesem Sinn waren Bertie und ich schlecht füreinander gewesen.

Im Herbst und im Frühling fuhr ich mit dem Fahrrad zur Schule, weil wir in einer hügeligen Stadt wohnten und das eine gute Methode war, die Bein- und Rückenmuskeln zu trainieren. Außerdem hatte ich dabei Zeit zum Nachdenken

und zum Alleinsein, was ich genoss. Mein Heimweg führte durch die Plain Street zur Goff Avenue und dann über die Willow zur Pine Street. Die wiederum kreuzte ganz oben auf dem Hügel die Sycamore Street, die von dort zu der verfluchten Brücke hinunterführte. Und an dieser Kreuzung stand das Psycho-Haus, so benannt von Bertie Bird, als wir elf oder zwölf waren.

Eigentlich war es das Haus von Bowditch; der Name stand auf dem Briefkasten, verblasst, aber noch zu entziffern, wenn man die Augen zusammenkniff. Dennoch hatte Bertie gute Gründe. Wir hatten alle den besagten Film gesehen (neben den anderen für Elfjährige vorgeschriebenen Streifen wie *Der Exorzist* und *Das Ding aus einer anderen Welt*), und das Haus ähnelte tatsächlich jenem, in dem Norman Bates mit seiner mumifizierten Mutter lebte. Es sah ganz anders aus als die hübschen kleinen Doppelhäuser und die im Ranchstil erbauten Eigenheime in der Sycamore Street und den anderen Straßen in unserer Nachbarschaft. Das Psycho-Haus war ein großer, windschiefer viktorianischer Kasten, dessen früher wahrscheinlich weiße Farbe jetzt zu einem Ton verblasst war, den ich als Scheunenkatzengrau bezeichnen würde. Eingefasst wurde das gesamte Grundstück von einem uralten Lattenzaun, der sich an manchen Stellen nach vorn und an anderen nach hinten lehnte. Ein rostiges, hüfthohes Tor versperrte den rissigen Betonweg zur Haustür. Der Rasen bestand hauptsächlich aus wild wucherndem Unkraut. Die Veranda sah aus, als würde sie sich allmählich vom zugehörigen Haus lösen. Sämtliche Jalousien waren heruntergezogen, was laut Andy Chen sinnlos war, weil die Fenster zu dreckig waren, als dass man hätte hindurchschauen können. Aus dem hohen Gras ragte halb verborgen ein großes Schild mit der Aufschrift ZUTRITT VERBOTEN, und am Tor selbst verkündete ein noch größeres: VORSICHT! BISSIGER HUND.

Zu dem betreffenden Tier, einem Deutschen Schäferhund namens Radar, benannt – wie ich später erfuhr – nach einer Figur aus der Fernsehserie *M*A*S*H*, hatte Andy eine Geschichte parat. Wir hatten ihn alle schon bellen hören (ohne zu wissen, dass es sich eigentlich um eine Sie handelte), und kurz zu Gesicht bekommen hatten wir den Hund ab und zu ebenfalls, aber Andy war der Einzige, der ihn aus nächster Nähe gesehen hatte. Wie er erzählte, hatte er auf seinem Fahrrad eines Tages angehalten, weil der Briefkasten von Mr. Bowditch offen stand und so mit Prospekten und dergleichen vollgestopft war, dass einiges auf den Gehweg gepurzelt war und durch die Gegend geweht wurde.

»Ich hab den Kram aufgehoben und wieder reingestopft«, sagte Andy. »Damit wollte ich dem Typ bloß einen Gefallen tun, verdammt noch mal. Da hör ich es plötzlich knurren und bellen, *WAFF-WAFF-GRR-GRR*, und wie ich den Kopf heb, kommt eine verdamnte Monsterbestie angedüst, so ein zentnerschwerer Riesenköter. Zähne gebleckt, sabbernde Lefzen, und die Augen ganz blutrot unterlaufen!«

»Klar doch«, sagte Bertie. »Eine Monsterbestie. Wie Cujo in dem Film. Wer's glaubt.«

»Es war echt so einer«, sagte Andy. »Das kannst du mir ruhig glauben. Wenn der alte Typ dem nicht was zugebrüllt hätte, wär der direkt durchs Tor gestürmt. Und das ist bekanntlich so alt, dass es längst saniert werden müsste.«

»Saniert«, sagte ich.

»Ist doch egal, Mann. Jedenfalls ist der Alte auf die Veranda raus und hat ›Radar, *Platz!*‹ gebrüllt. Darauf hat sich das Biest auf den Bauch geworfen. Bloß dass es mich weiter angestarrt und dabei geknurr hat. Der Alte sagt zu mir: ›Was tust du da eigentlich, Junge? Klaust du etwa meine Post?‹ Und ich sag: ›Nein, Sir, die ist bloß runtergefallen, und ich hab sie aufgehoben. Der Briefkasten ist nämlich total voll,

Sir.« Darauf er wieder: »Um meinen Briefkasten kümmere ich mich schon selbst, mach einfach, dass du fortkommst.« Was ich dann auch getan hab.« Andy schüttelte den Kopf. »Der Köter hätte mir glatt die Kehle zerfetzt. Kein Scheiß, Mann.«

Mir war klar, dass Andy übertrieb, das war so eine Gewohnheit von ihm, aber an jenem Abend habe ich meinen Vater trotzdem über Mr. Bowditch befragt. Dad meinte, er wisse nicht viel über ihn, nur dass der Mann ein alter Junggeselle sei und schon in dem alten Kasten gewohnt habe, als er selbst in die Sycamore Street gezogen sei, und das sei immerhin bald fünfundzwanzig Jahre her.

»Dein Freund Andy ist nicht das einzige Kind, das er schon mal angebrüllt hat«, fuhr Dad fort. »Bowditch ist berüchtigt für seine üble Laune und für seinen ebenso schlecht aufgelegten Schäferhund. Der Stadtrat wäre begeistert, wenn er das Zeitliche segnen würde, damit man das Haus abreißen kann, aber er scheint ein zäher Bursche zu sein. Wenn ich ihm begegne, was selten vorkommt, grüße ich ihn immer, und er verhält sich durchaus höflich, aber ich bin ja auch ein Erwachsener. Solche Hagestolze sind nicht selten äußerst allergisch gegen Kinder. Weshalb ich dir rate, ihm lieber aus dem Weg zu gehen, Charlie.«

Was kein Problem war bis zu jenem Tag im April 2013. Von dem ich jetzt erzählen werde.

Auf der Heimfahrt vom Baseballtraining hielt ich mit dem Fahrrad an der Kreuzung Pine und Sycamore, um die linke Hand vom Lenker zu nehmen und auszuschütteln. Vom Training in der Halle (das matschige Spielfeld draußen war noch

nicht bespielbar) war sie ganz rot und pochte. Coach Harkness, der für Baseball und Basketball verantwortlich war, hatte mich als ersten Batter aufgerufen, während mehrere als Pitcher vorgesehene Typen Würfe probten. Manche von denen hatten ganz schön Kraft in den Armen. Möglicherweise wollte der Coach es mir heimzahlen, dass ich mich geweigert hatte, dem Basketballteam beizutreten, das in der vorherigen Saison gerade einmal ein Fünftel der Spiele für sich entscheiden konnte.

Zu meiner Rechten stand der windschiefe viktorianische Kasten von Mr. Bowditch. Aus dem jetzigen Blickwinkel wirkte das Gebäude noch mehr wie das Psycho-Haus als sonst. Ich legte die Hand gerade wieder an den Lenker, als ich hinter dem Haus einen Hund jaulen hörte. Ich musste an die von Andy beschriebene Monsterbestie denken, die mit gefletschten Zähnen, roten Augen und triefendem Maul, aber das war definitiv nicht das *WAFF-WAFF-GRR-GRR* eines böartigen Kampfhunds; das Heulen klang traurig und verängstigt. Vielleicht sogar trostlos. Inzwischen habe ich darüber nachgedacht und mich gefragt, ob ich das nur im Rückblick so empfunden habe, bin aber zu der Einschätzung gelangt, dass dem nicht so ist. Das Heulen wiederholte sich nämlich. Und beim dritten Mal ebte es ab und war dann so leise, als würde das Tier sich sagen: Was soll's?

Dann, wesentlich schwächer als das letzte, verklingende Hundeheulen, ein leises Rufen: »Hilfe.«

Hätte der Hund nicht so gejault, wäre ich den Hügel hinab zu unserem Haus gerollt, um mir dort glücklich und zufrieden ein Glas Milch und eine halbe Schachtel Schokokekse einzuverleiben. Was für Mr. Bowditch ziemlich schlecht gewesen wäre. Es ging auf den Abend zu, die Schatten wurden länger, und es war ein verdammt kalter Apriltag. Womöglich hätte Mr. Bowditch die ganze Nacht dort gelegen.

Ich erntete die Lorbeeren dafür, ihn gerettet zu haben – ein weiterer Pluspunkt für meine Colleebewerbungen, sollte ich meine Bescheidenheit über Bord werfen, wie es mein Vater vorschlug, und den eine Woche später erschienenen Zeitungsartikel den einzureichenden Unterlagen beilegen –, aber eigentlich war das alles gar nicht mein Verdienst.

Wer ihn gerettet hat, war Radar mit ihrem trostlosen Geheul.

der. Ich streifte meinen mit Büchern vollgepackten Rucksack ab und verwendete ihn als Trittleiter. Während ich über das Tor kletterte, knallte ich mit dem Knie an das Schild mit der Aufschrift VORSICHT! BISSIGER HUND, dann landete ich drüben auf dem anderen Knie, weil mein Sneaker sich zwischen zwei Latten verfangen hatte. Ich überlegte, ob ich wohl auf den Gehweg zurückspringen könnte, wenn der Hund auf die Idee käme, sich so auf mich zu stürzen wie auf Andy. Dabei fiel mir der alte Spruch ein, dass Angst angeblich Flügel verleihe. Ob das zutraf, musste ich hoffentlich nicht eigenfüßig überprüfen. Ich hielt mich strikt an Football und Baseball. Hochsprung überließ ich den Leichtathleten.

Das hohe Gras klatschte mir an die Hosenbeine, während ich hinters Haus rannte. Den Schuppen habe ich da irgendwie noch nicht bemerkt, weil ich nur Ausschau nach dem Hund hielt. Der befand sich auf der Veranda. Andy Chen hatte angedeutet, der Hund würde so um die fünfzig Kilo wiegen, und vielleicht war das auch der Fall, als wir noch kleine Jungs waren, aber das Tier, das ich dort sah, war bestimmt nicht mehr als dreißig Kilo schwer. Es war hager, hatte struppiges Fell, einen erbärmlichen Schwanz und eine weitgehend weiße Schnauze. Als es mich sah, trottete es die wacklige Treppe herab und wäre dabei fast über den Mann gestolpert, der auf den Stufen lag. Der Hund kam auf mich zu, aber nicht kampfeslustig, sondern in einem hinkenden, arthritischen Trab.

»Radar, *Platz!*«, sagte ich. Eigentlich hätte ich nicht erwartet, dass der Hund mir gehorchen würde, aber er legte sich brav bäuchlings auf den Rasen und fing an zu winseln. Während ich zur Veranda marschierte, hielt ich trotzdem gebührend Abstand.

Mr. Bowditch lag auf der linken Seite. Oberhalb vom rechten Knie war in seiner Hose ein Knubbel sichtbar. Man musste

kein Arzt sein, um zu erkennen, dass das Bein gebrochen war, und nach der Beule zu urteilen, sogar ziemlich schlimm. Wie alt er genau war, konnte ich schwer schätzen, aber auf jeden Fall ziemlich alt. Das Haar war fast ganz weiß; früher musste es allerdings feuerrot gewesen sein, noch durchzogen es ein paar farbige Strähnen. Dadurch sah es so aus, als ob das Haar rosten würde. Die Fältchen in den Wangen und um den Mund herum waren tief gefurcht. Obwohl es kalt war, standen ihm Schweißperlen auf der Stirn.

»Ich brauche Hilfe«, sagte er. »Bin von der verfluchten Leiter gefallen.« Er versuchte, darauf zu zeigen. Dadurch verlagerte sich das Bein auf der Treppe, und er stöhnte auf.

»Haben Sie schon den Krankenwagen gerufen?«, fragte ich.

Er sah mich an, als ob ich nicht alle Tassen im Schrank hätte. »Das Telefon ist doch im *Haus*, Junge. Und ich bin hier *draußen*.«

Was das bedeutete, kapierte ich erst später. Nämlich dass Mr. Bowditch kein Handy hatte. Hatte es nie für nötig gehalten, sich eines zu besorgen, und wusste kaum, was das überhaupt war.

Als er wieder Anstalten machte, sich zu bewegen, bleckte er die Zähne. »Mein *Gott*, tut das weh.«

»Dann sollten Sie lieber liegen bleiben«, sagte ich.

Ich wählte den Notruf und meldete, man solle einen Rettungswagen zur Kreuzung Pine und Sycamore Street schicken, weil Mr. Bowditch hingefallen sei und sich das Bein gebrochen habe. Es sehe ziemlich schlimm aus. Jetzt sah ich, dass ein Stück vom Knochen aus dem Hosenbein ragte, und das Knie wirkte auch ziemlich geschwollen. Die Frau am Telefon fragte mich nach der Hausnummer, weshalb ich mich bei Mr. Bowditch erkundigte.

Er warf mir wieder seinen Blick zu, als wäre ich stohdumm, und sagte: »Nummer eins.«

Nachdem ich das der Frau mitgeteilt hatte, versprach sie, gleich einen Rettungswagen zu schicken. Bis dahin solle ich bei dem Verletzten bleiben und ihn warm halten.

»Er schwitzt jetzt schon«, sagte ich.

»Wenn der Bruch so schlimm ist, wie Sie sagen, Sir, liegt das wahrscheinlich am Schock.«

»Äh, okay.«

Radar kam wieder angehumpelt. Er hatte die Ohren angelegt und knurrte.

»Schluss damit, Mädels«, sagte Mr. Bowditch. »Platz!«

Radar – offenbar *sie*, nicht *er* – legte sich sichtlich erleichtert am Fuß der Treppe auf den Bauch und hechelte.

Ich zog meine Highschooljacke aus, um sie über Mr. Bowditch zu breiten.

»He, was machst du denn da?«

»Ich soll Sie warm halten.«

»Mir *ist* schon warm.«

Aber ich sah, dass das nicht stimmte, weil er jetzt zitterte. Er hob den Kopf, um meine Jacke zu betrachten.

»Du gehst auf die Highschool, hm?«

»Ja, Sir.«

»Rot und Gold. Das sind die Farben von der Hillview.«

»Stimmt.«

»Bist du in einem Team?«

»In Football und Baseball.«

»Die Hedgehogs. Was ...« Er wollte sich bewegen und schrie dabei kurz auf. Radar stellte die Ohren auf und bäugte ihn besorgt. »Was für ein alberner Name das doch ist.«

Da konnte ich nicht widersprechen. »Sie sollten sich lieber nicht bewegen, Mr. Bowditch.«

»Die Stufen schneiden mir überall ins Fleisch. Ich hätte unten auf dem Boden liegen bleiben sollen, aber ich hab gedacht, ich schaffe es auf die Veranda. Und von da ins Haus.

Musste es einfach versuchen. Hier draußen wird's bald verflucht kalt werden.«

Meiner Meinung nach war es schon jetzt verflucht kalt.

»Bin froh, dass du gekommen bist. Hast wohl das alte Mädels jaulen hören.«

»Ja, und dann hab ich Sie rufen gehört«, sagte ich. Ich warf einen Blick auf die Veranda. Da war die Tür, aber er hätte den Knauf kaum erreichen können, ohne sich auf das unverletzte Knie zu erheben. Wozu er wahrscheinlich nicht fähig gewesen wäre.

Mr. Bowditch folgte meinem Blick. »Da ist 'ne Hundeklappe«, sagte er. »Hab gedacht, da kann ich vielleicht durchkriechen.« Er schnitt eine Grimasse. »Sag mal, du hast keine Schmerztabletten dabei, oder? Aspirin oder was Stärkeres? Weil du doch Football spielst, meine ich.«

Ich schüttelte den Kopf. Leise, ganz leise hörte ich eine Sirene. »Was ist mit Ihnen? Haben Sie irgendwo welche?«

Er zögerte, dann nickte er. »Drinnen. Geh schnurstracks den Flur lang. Von der Küche geht eine kleine Toilette ab. Ich glaube, da steht ein Döschen Empirin im Arzneischränk. Aber fass bloß nichts anderes an!«

»Mach ich schon nicht.« Ich wusste, dass er alt war und Schmerzen hatte, war aber wegen dieser Andeutung trotzdem etwas sauer.

Er hob die Hand und packte mich am T-Shirt. »Nicht rum-schnüffeln, ja?«

Ich entzog mich ihm. »Ich hab doch gesagt, dass ich das nicht mache.«

»Radar!«, rief Mr. Bowditch, während ich die Treppe hinaufging. »Geh mit!«

Radar humpelte die Stufen nach oben und wartete, bis ich die Tür öffnete, anstatt die Hundeklappe zu verwenden. Dann folgte sie mir den Flur entlang, in dem es düster und irgend-

wie eigentümlich war. Auf der einen Seite waren alte Zeitschriften aufgestapelt, mit Kordel zu Bündeln verschnürt. Manche davon kannte ich, zum Beispiel *Life* und *Newsweek*, aber von anderen – *Collier's*, *Dig*, *Confidential* und *All Man* – hatte ich noch nie gehört. Auf der anderen Seite stapelten sich Bücher, hauptsächlich alt und mit dem Geruch, den alte Bücher eben verströmten. Diesen speziellen Geruch mag nicht jeder, ich aber schon. Muffig, doch auf gute Weise.

Die Küche war voll alter Elektrogeräte, darunter ein Herd von Hotpoint. Auf dem Porzellan der Spüle prangten Rostringe von unserem harten Wasser, die Hähne hatten altmodische Kreuzgriffe, und das Linoleum auf dem Boden war so abgenutzt, dass das Muster nicht mehr erkennbar war. Dafür war alles blitzsauber. Im Geschirrkorb standen ein Teller, ein Kaffeebecher und eine Besteckgarnitur – Messer, Gabel, Löffel. Das machte mich traurig. Auf dem Boden stand ein sauberer Fressnapf, auf dessen Rand RADAR gedruckt war, was mich ebenfalls traurig machte.

Ich ging in die Toilette, die kaum größer als ein Kleiderschrank war – nichts als ein Klo mit hochgeklapptem Deckel und weiteren Rostringen in der Schüssel, dazu ein Waschbecken mit einem Spiegelschränkchen darüber. Als ich am Spiegel zog, kam eine Reihe von staubigen Pillendöschen zum Vorschein, die irgendwie alle von der Arche Noah zu stammen schienen. Im mittleren Fach fand ich ein Döschen mit der Aufschrift Empirin. Als ich es herausnahm, sah ich dahinter ein winziges rundes Ding. Ich hielt es für ein Luftgewehrkügelchen.

Radar wartete in der Küche, weil in der Toilette wirklich kein Platz für uns beide war. Ich nahm den Becher aus dem Geschirrständer und füllte ihn am Hahn über der Spüle, dann ging ich den Flur des verstaubten Lesestoffs entlang, gefolgt von Radar, die direkt hinter mir hertrötete. Draußen hörte

ich das Sirenen Geräusch jetzt lauter. Mr. Bowditch hatte den Kopf auf den Unterarm gelegt.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

Er hob den Kopf, sodass ich sein verschwitztes Gesicht und seine verstörten, von dunklen Ringen umgebenen Augen sehen konnte. »Schau ich etwa so aus?«

»Eigentlich nicht, aber ich weiß nicht recht, ob Sie was von den Pillen da nehmen sollten. Auf dem Fläschchen steht, die sind im August 2004 abgelaufen.«

»Gib mir drei davon.«

»Herrje, Mr. Bowditch, wollen Sie nicht lieber auf die Sanitäter warten, die werden Ihnen sicher ...«

»Her damit. Was mich nicht umbringt, macht mich stärker. Von wem das stammt, weißt du wahrscheinlich nicht, oder? Heutzutage bringt man den jungen Leuten einfach nichts mehr bei.«

»Nietzsche«, sagte ich. »Aus *Götzen-Dämmerung*. In diesem Halbjahr habe ich Weltgeschichte.«

»Tja, der Punkt geht an dich.« Er tastete in seiner Hosentasche herum, was ihn aufstöhnen ließ, aber er hörte nicht auf, bis er einen schweren Schlüsselbund hervorgezogen hatte. »Schließ die Tür da oben für mich ab, Junge. Die Vordertür ist schon zu. Es ist der silberne Schlüssel mit dem rechteckigen Griff. Nimm den raus, und gib mir den Ring gleich wieder zurück.«

Ich fummelte den silbernen Schlüssel heraus. Als ich Mr. Bowditch den Ring zurückgegeben hatte, steckte er ihn wieder in die Hosentasche, nicht ohne weiteres Ächzen und Stöhnen. Inzwischen war die Sirene ganz in der Nähe. Hoffentlich hatten die Sanitäter mehr Glück mit dem rostigen Riegel als ich, sonst mussten sie das Gartentor aus den Angeln schlagen. Ich wollte schon aufstehen, als mein Blick auf die Hündin fiel. Sie hatte den Kopf zwischen den Pfoten

auf den Boden gelegt und betrachtete Mr. Bowditch unverwandt.

»Was ist mit Radar?«

Wieder erntete ich seinen vernichtenden Blick. »Wenn die ihr Geschäft verrichten muss, kann sie durch die Hundeklappe raus und wieder rein.«

Letzteres könnte ein Kind oder ein kleiner Erwachsener auch tun, um sich drin umzuschauen oder was zu stehlen, dachte ich. »Ja, aber wer füttert sie?«

Wahrscheinlich muss ich nicht eigens erwähnen, dass mein erster Eindruck von Mr. Bowditch nicht gerade gut war. Ich hielt ihn für einen alten Griesgram, der nicht grundlos allein lebte; eine Ehefrau hätte ihn verlassen oder gleich umgebracht. So wie er den hageren Schäferhund betrachtete, sah ich jedoch etwas anderes: Liebe und Betroffenheit. Was mich an den Ausdruck erinnerte, dass jemand mit seiner Weisheit am Ende war. Am Gesicht von Mr. Bowditch war abzulesen, dass es bei ihm jetzt so weit war. Bestimmt litt er unter entsetzlichen Schmerzen, aber in diesem Moment dachte er nur an seine Hündin. Die war alles, was ihn kümmerte.

»Scheiße. Scheiße, Scheiße, *Scheiße*. Ich kann sie keinesfalls hier zurücklassen. Muss sie in das verdammte Krankenhaus mitnehmen.«

Die Sirene war auf der anderen Hausseite angekommen und verstummte. Türen schlugen zu.

»Das werden die nicht erlauben«, sagte ich. »Das dürfte Ihnen doch klar sein.«

Er presste die Lippen zusammen. »Dann fahre ich nicht mit.«

O doch, das wirst du, dachte ich. Und dann dachte ich etwas anderes, nur dass es nicht mein eigener Gedanke zu sein schien. Bestimmt war er das trotzdem, auch wenn es mir absolut nicht so vorkam: *Denk an unsere Vereinbarung. Hör auf, Müll auf der Straße aufzusammeln, hier wirst du wirklich gebraucht.*

»Hallo?«, rief jemand. »Wir sind von der Rettung. Ist da jemand, der das Tor aufmachen kann?«

»Lassen Sie mich den Schlüssel behalten«, sagte ich. »Dann kann ich Radar füttern. Sagen Sie mir einfach, wie viel sie kriegt und ...«

»*Hallo? Ist da jemand? Sonst kommen wir jetzt rein!*«

»... und wie oft.«

Inzwischen schwitzte Mr. Bowditch heftig, und die Augenringe waren noch dunkler geworden. Wie Blutergüsse sahen sie aus. »Lass die Leute rein, bevor sie das verfluchte Tor aufbrechen.« Er stieß einen rauhen, heiseren Seufzer aus. »Was für ein elender Schlamassel.«

2

Auf dem Gehweg standen ein Mann und eine Frau. Sie trugen Jacken vom Rettungsdienst des Arcadia County Hospitals und hatten eine Trage auf Rädern mit massenhaft Ausrüstung dabei. Meinen Rucksack hatten sie beiseitegeschoben, und der Mann versuchte mit aller Kraft, den Riegel zu öffnen. Womit er nicht mehr Glück hatte als ich zuvor.

»Er liegt hinter dem Haus«, sagte ich. »Ich hab ihn um Hilfe rufen gehört.«

»Toll, aber ich krieg das Ding da nicht auf. Fass mal mit an, Junge. Vielleicht schaffen wir es zu zweit.«

Ich fasste mit an, und wir zogen. Der Riegel zuckte endlich zurück, und ich klemmte mir dabei den Daumen ein. Im Eifer des Gefechts nahm ich das kaum wahr, aber abends war der Daumnagel praktisch schwarz.

Die beiden gingen am Haus entlang und schoben die Trage holpernd durch den hohen Rasen. Die Geräte darauf wackelten und schwankten. Radar kam um die Ecke gehinkt; sie

knurrte und versuchte, Furcht einflößend zu wirken. Obwohl sie ihr Bestes gab, sah ich, dass sie nach der ganzen Aufregung nicht mehr viel Puste hatte.

»Platz, Radar«, sagte ich, worauf sie sich mit dankbarem Blick auf den Bauch legte. Die Sanitäter umkreisten sie in einem weiten Bogen.

Als sie Mr. Bowditch auf der Verandatreppe liegen sahen, machten sie sich sofort daran, ihre Geräte abzuladen. Die Frau sagte tröstend, das Ganze sehe doch gar nicht so schlimm aus und sie werde ihm jetzt erst mal was geben, was die Schmerzen lindere.

»Er hat schon was genommen«, sagte ich und zog das Pflendöschen aus der Tasche.

Der Sanitäter sah es sich an. »Himmel, die sind ja uralte. Haben schon lange keine Wirkung mehr. Pethidin würde ich sagen, CeeCee. Zwanzig Milli dürften ausreichen.«

Radar war wieder da. Sie knurrte CeeCee pflichtschuldig an, dann trottete sie winselnd zu ihrem Herrchen. Mr. Bowditch streichelte ihr den Kopf, und als er die Hand wieder wegnahm, kauerte sich das Tier neben ihn auf die Treppe.

»Radar hat Ihnen das Leben gerettet, Sir«, sagte ich. »Aber sie darf nicht mit ins Krankenhaus, und verhungern darf sie auch nicht.« Ich hielt den silbernen Türschlüssel hoch.

Er bäugte ihn, während CeeCee ihm eine Injektion verpasste, was er offenbar nicht wahrnahm. Dann stieß er wieder einen rauhen Seufzer aus. »Na gut, was bleibt mir schon übrig, verdammt! Das Futter ist in einem Plastikeimer in der Speisekammer. Direkt hinter der Tür. Gib ihr heute um sechs einen Becher und morgen um sechs wieder einen, falls man mich über Nacht dabehält.« Er blickte den Sanitäter an. »Wird man das?«

»Keine Ahnung, Sir. Das kann ich nicht beurteilen.« Der Sanitäter war damit beschäftigt, ein Blutdruckmessgerät aus-

einanderzuwickeln. CeeCee warf mir einen Blick zu, man werde ihn definitiv über Nacht dabehalten, wenn nicht sogar wesentlich länger.

»Einen Becher heute Abend und einen morgen früh, jeweils um sechs. Alles klar.«

»Ich weiß nicht, wie viel Futter noch im Eimer ist.« Seine Augen wurden langsam glasig. »Wenn du was kaufen musst, fahr zu Pet Pantry. Sie kriegt Orijen Regional Red. Kein Fleisch und keine Snacks. Ein junger Mann, der weiß, wer Nietzsche war, kann sich das wahrscheinlich alles einprägen.«

»Auf jeden Fall.«

Inzwischen hatte der Sanitäter das Blutdruckmessgerät aufgepumpt, und das, was er sah, gefiel ihm anscheinend gar nicht. »Wir legen Sie jetzt auf die Trage, Sir. Ich heiße übrigens Craig, und das hier ist CeeCee.«

»Ich bin Charlie Reade«, sagte ich. »Das ist Mr. Bowditch. Seinen Vornamen weiß ich nicht.«

»Howard«, sagte Mr. Bowditch. Als die beiden ihn hochheben wollten, bat er sie, einen Moment zu warten. Er hielt Radars Gesicht mit beiden Händen und blickte ihr in die Augen. »Sei ein braves Mädels. Wir sehen uns bald wieder.«

Sie winselte und leckte seine Hand. An seiner Wange rann eine Träne herab. Vielleicht lag es auch an den Schmerzen, aber das glaube ich eigentlich nicht.

»In der Mehdose in der Küche ist Geld«, sagte er. Dann klärte sich sein Blick, und er presste die Lippen zusammen. »Nein, stimmt nicht. Die Mehdose ist leer. Hab ich vergessen. Wenn du ...«

»Sir«, sagte CeeCee. »Wir müssen Sie jetzt wirklich ins ...«

Er sah sie an und sagte, sie solle kurz still sein. Dann wandte er sich wieder an mich. »Wenn du noch einen Beutel Futter kaufen musst, legst du das Geld bitte aus. Ich geb's dir dann wieder. Kapiert?«

»Klar.« Ich kapierte noch etwas. Obwohl irgendein Schmerzmittel ihm den Kopf vernebelte, war Mr. Bowditch offenkundig klar, dass er weder an diesem noch am nächsten Abend wieder zu Hause sein würde.

»Na schön. Kümmere dich gut um sie. Sie ist alles, was ich habe.« Er streichelte Radar ein letztes Mal, kraulte ihr die Ohren und nickte dann den Sanitätern zu. Als sie ihn hochhoben, stieß er mit zusammengebissenen Zähnen einen Schrei aus, worauf Radar bellte.

»Junge?«

»Ja?«

»Nicht *herumschnüffeln!*«

Darauf reagierte ich erst gar nicht. Craig und CeeCee schleppten die Trage mehr oder weniger angehoben ums Haus herum, damit er nicht zu sehr durchgerüttelt wurde. Ich warf einen Blick auf die in der Wiese liegende Ausziehleiter und dann aufs Dach. Offenbar hatte er die Dachrinne gereinigt. Beziehungsweise reinigen wollen.

Ich ging zur Treppe zurück und setzte mich. Vor dem Haus heulte die Sirene wieder auf, zuerst laut und dann zunehmend leiser, während der Rettungswagen den Hügel hinunter auf die verfluchte Brücke zufuhr. Radar hatte die Ohren aufgestellt und folgte dem Geräusch mit ihrem Blick. Ich streichelte die Hündin vorsichtig. Weil sie nicht nach mir schnappte und nicht einmal knurrte, streichelte ich sie weiter.

»Sieht ganz so aus, dass wir beide jetzt allein sind, Mädels«, sagte ich.

Radar legte die Schnauze auf meinen Schuh.

»Er hat sich nicht mal bedankt«, sagte ich zu ihr. »Für wen hält der sich eigentlich?«

Aber im Grunde ärgerte ich mich gar nicht, denn darauf kam es nicht an. Man musste mir nicht danken. Ich erfüllte nur meinen Teil der Vereinbarung.

Während ich ums Haus ging, rief ich Dad an und informierte ihn. Zum Glück hatte niemand meinen Rucksack geklaut; CeeCee oder Craig hatte sich die Mühe gemacht, ihn übers Gartentor zu hieven. Dad fragte mich, ob er etwas tun könne, was ich verneinte. Ich würde einfach hierbleiben und Hausaufgaben machen, bis es um sechs Zeit sei, Radar zu füttern, und dann nach Hause kommen. Worauf er sagte, er werde was vom Chinesen mitbringen und auf mich warten. »Du bist super, Dad«, sagte ich, und er erwiderte: »Du aber auch.«

Ich zog mein Fahrradschloss aus dem Rucksack, überlegte, ob ich das Rad – ein Schwinn – in den Garten heben sollte, entschied mich jedoch dagegen und kettete es nur ans Tor. Als ich einen Schritt zurücktrat, wäre ich um ein Haar über Radar gefallen. Jaulend hüpfte sie zur Seite.

»Sorry, Mädel, sorry.« Ich ging in die Knie und streckte ihr die Hand hin. Nach kurzem Zögern kam sie näher, beschnupperte meine Hand und leckte daran. Mit Cujo dem Schrecklichen hatte sie eindeutig nichts gemein.

Dicht gefolgt von Radar, ging ich wieder nach hinten, und da bemerkte ich den Schuppen. Ich dachte, dass da wohl Werkzeuge drin seien; für ein Auto war er definitiv zu klein. Ob ich die Leiter dort unterbringen sollte? Ich ließ es bleiben, da es nicht nach Regen aussah. Wie ich später herausfand, hätte ich das Ding umsonst circa vierzig Meter weit geschleppt, weil ein riesiges Vorhängeschloss an der Tür hing und Mr. Bowditch seine restlichen Schlüssel mitgenommen hatte.

Ich schloss die Hintertür auf, tastete nach dem antiken Drehschalter und ging durch den Flur des verstaubten Lese- stoffs zur Küche. Erleuchtet wurde diese von einer Decken- lampe aus Milchglas, die so wirkte, als gehörte sie zur Ku-

lisse von einem der alten Filme auf TCM, die Dad sich so gern ansah. Der Küchentisch war mit einem karierten Öltuch bedeckt, das verblasst, aber sauber war. Eigentlich fand ich, dass *alles* in der Küche wie Requisiten aus einem alten Film aussah. Man konnte sich irgendwie vorstellen, wie Mr. Chips mit seinem Umhang und seinem Doktorhut hereinspaziert kam. Oder Barbara Stanwyck, die Dick Powell erklärte, er sei gerade rechtzeitig für einen Drink gekommen. Ich setzte mich an den Tisch. Radar kroch darunter und ließ sich mit einem leisen, damenhaften Knurren nieder. Ich teilte ihr mit, sie sei ein braves Mädel, worauf sie mit dem Schwanz auf den Boden klopfte.

»Keine Angst, er kommt bald wieder.« *Vielleicht*, dachte ich.

Ich holte meine Bücher heraus, löste ein paar Mathe-Aufgaben und setzte meine Ohrhörer ein, um mir die Französisch-Hausaufgabe für den nächsten Tag anzuhören, einen Pop-song mit dem Titel »Rien qu'une fois«. Was so etwas wie *nur ein einziges Mal* bedeutete. Nicht gerade mein Stil, ich stehe eher auf Rock, aber es war einer von den Songs, die einem mit jedem Anhören besser gefielen. Bis sie zu einem Ohrwurm wurden, und dann hasste man sie. Ich hörte mir den Song dreimal an, dann sang ich mit, wie wir es im Unterricht tun mussten:

»Je suis sûr que tu es celle que j'ai toujours attendue ...«

Als ich nach der ersten Strophe zufällig unter den Tisch schaute, blickte mich Radar mit angelegten Ohren und verdächtig mitleidigem Ausdruck an. Was mich zum Lachen brachte. »Bin wohl kein so toller Sänger, hä?«

Sie klopfte mit dem Schwanz.

»Ich kann ja nichts dafür. Ist 'ne Hausaufgabe. Willst du es noch mal hören? Nein? Ich auch nicht.«

Auf der Anrichte links neben dem Herd waren vier identische Blechdosen aufgestellt, gekennzeichnet mit ZUCKER, MEHL, KAFFEE und KEKSE. Ich war ziemlich hungrig. Zu Hause hätte ich in den Kühlschrank geschaut und den halben Inhalt verschlungen, aber leider war ich nicht zu Hause und würde dort – ich warf einen Blick auf die Uhr – auch erst in einer Stunde eintreffen. Daher beschloss ich, die Keksdose zu erforschen, was bestimmt nicht als Schnüffeln galt. Sie war mit einer Mischung aus Pekannuss-Plätzchen und schokoladenüberzogenen Marshmallow-Kekschen gefüllt. Da ich auf seinen Hund aufpasste, würde Mr. Bowditch einen davon wahrscheinlich nicht vermissen. Oder zwei. Nicht einmal vier. An diesem Punkt zwang ich mich aufzuhören, was mir nicht leichtfiel. Die Plätzchen waren ausgesprochen lecker.

Beim Blick auf die Mehl-dose fiel mir ein, dass Mr. Bowditch gesagt hatte, da sei Geld drin. Dann hatte sein Blick sich verändert; er war schärfer geworden. *Nein, stimmt nicht. Die Mehl-dose ist leer. Hab ich vergessen.* Fast hätte ich hineingespäht, und die Zeiten, wo ich das sogar definitiv getan hätte, waren noch nicht lange her. Ich setzte mich wieder hin und klappte das Schulbuch über Weltgeschichte auf.

Nachdem ich allerhand schwer verständliches Zeug über den Versailler Vertrag und die deutschen Reparationszahlungen durchgeackert hatte, warf ich wieder einen Blick auf meine Armbanduhr (über der Spüle hing eine Wanduhr, aber die war stehen geblieben) und sah, dass es Viertel vor sechs war. Ich beschloss, es nicht so genau zu nehmen und Radar gleich zu füttern.

Hinter der Tür neben dem Kühlschrank musste sich die Speisekammer befinden, womit ich recht hatte. Darin herrschte der typische angenehme Speisekammergeruch. Ich zog an der herunterhängenden Schnur, um das Licht einzuschalten, und einen Moment lang vergaß ich ganz, dass ich ja eigentlich

Radar füttern wollte. Die kleine Kammer war von oben bis unten und von Seite zu Seite mit Konserven und trockenen Lebensmitteln gefüllt. Es gab Frühstücksfleisch, Baked Beans, Ölsardinen, Salzcracker und Campbell's-Suppen, Nudeln und Nudelsoßen, Flaschen mit Trauben- und Cranberrysaft, Gläser mit Gelee und Marmelade, Dutzende oder gar Hunderte Gemüsedosen. Mr. Bowditch war für den Weltuntergang bestens vorbereitet.

Radar machte winselnd auf sich aufmerksam. Ich lugte hinter die Tür, und da stand der Plastikeimer mit ihrem Futter. Er fasste bestimmt zehn Kilo, aber es war gerade noch der Boden bedeckt. Wenn Mr. Bowditch mehrere Tage oder gar eine Woche im Krankenhaus blieb, musste ich etwas nachkaufen.

Der Messbecher lag im Eimer. Ich füllte ihn und schüttete das Futter dann in den Napf, auf dem Radars Name stand. Während sie begeistert darauf zumarschierte, wedelte sie mit dem Schwanz langsam hin und her. Sie war alt, fraß aber sichtlich noch mit Vergnügen. Wahrscheinlich war das ein gutes Zeichen.

»Mach's dir jetzt gemütlich«, sagte ich und schlüpfte in meine Jacke. »Sei einfach ein braves Mädel; morgen früh sehen wir uns wieder.«

So lange sollte es allerdings nicht dauern.

4

Während Dad und ich das chinesische Essen verputzten, erzählte ich ihm eine erweiterte Fassung meines Nachmittagsabenteuers. Ich fing mit Mr. Bowditch auf der Treppe an, ging zum Flur des verstaubten Lesestoffs über und endete mit der für die Apokalypse gerüsteten Speisekammer.

»Ein Hamsterer«, sagte Dad. »Von denen hab ich allerhand mitbekommen, normalerweise nach ihrem Tod. Aber im Haus ist es sauber, sagst du?«

Ich nickte. »Jedenfalls in der Küche. Da hat alles seinen Platz. In der kleinen Toilette war ein bisschen Staub auf den alten Medizindöschen, aber sonst ist mir keiner aufgefallen.«

»Ein Auto hast du nicht gesehen.«

»Nee. Und in dem Schuppen ist nicht genug Platz.«

»Offenbar lässt er sich die Lebensmittel nach Haus liefern. Und natürlich gibt es Amazon, das spätestens 2040 die Weltregierung stellen wird, vor der die ganzen Rechten sich so fürchten. Ich frag mich, woher sein Geld kommt und wie viel er übrig hat.«

Das fragte ich mich ebenfalls. Ich glaube, bei Leuten, die um ein Haar pleitegegangen sind, ist eine solche Neugier ziemlich normal.

Dad stand auf. »Ich hab das Essen besorgt. Jetzt muss ich noch allerhand Papierkram erledigen. Du räumst ab.«

Das tat ich, dann übte ich auf der Gitarre ein paar Blues-Stücke. (Ich konnte praktisch alles spielen, solange es in E-Dur war.) Normalerweise beschäftigte ich mich damit, bis mir die Finger wehtaten, doch an diesem Abend gelang mir das nicht. Ich stellte meine Yamaha wieder in die Ecke und erklärte Dad, ich wolle noch mal bei Mr. Bowditchs Haus vorbeischaun, wie es Radar gehe. Mir ging ständig im Kopf herum, dass sie dort ganz allein herumhockte. Vielleicht scherten Hunde sich nicht um solche Dinge, aber vielleicht doch.

»In Ordnung, solange du nicht auf die Idee kommst, ihn hierherzubringen.«

»Er ist bekanntlich eine Sie.«

»Okay, hab aber trotzdem keine Lust, um drei Uhr nachts einen einsamen Hund nach seinem Herrchen heulen zu hören, egal was für ein Geschlecht er hat.«

»Ich bring sie schon nicht her.« Dass mir das bereits in den Sinn gekommen war, musste er ja nicht erfahren.

»Und pass bloß auf, dass Norman Bates dich nicht erwischt.«
Ich sah ihn verblüfft an.

»Was? Meinst du etwa, das hab ich nicht gewusst?« Er grinste. »Vom Psycho-Haus haben die Leute schon gesprochen, da waren du und deine Freunde noch gar nicht auf der Welt, du kleiner Held!«

5

Darüber musste ich grinsen, aber als ich zur Kreuzung Pine und Sycamore Street gelangte, war mir der Humor wieder vergangen. Ich erinnerte mich daran, wie Norman Bates sagte: »Mutter, wie kommt das Blut hierher?«, und wünschte mir, ich hätte den verdammten Film nie gesehen.

Immerhin ließ sich der Riegel am Gartentor jetzt leichter aufziehen. Ich tippte auf die Taschenlampe meines Handys, um den Weg durch den Garten zu finden. Dabei ließ ich den Lichtkegel einmal über das Haus gleiten, was ich lieber nicht getan hätte. Wie gesagt, waren die Jalousien hinter den staubigen Fenstern alle heruntergezogen. Die sahen wie blinde Augen aus, die mich irgendwie trotzdem sehen konnten und mein Eindringen missbilligten. Als ich um die Ecke bog und auf die Veranda zuging, vernahm ich einen dumpfen Schlag. Erschrocken ließ ich das Handy fallen. Noch während es fiel, sah ich einen sich bewegenden Schatten. Ich schrie zwar nicht auf, spürte aber, wie meine Hoden sich zusammenzogen. Erstarrt sah ich den Schatten auf mich zusausen, und bevor ich mich umdrehen und davonrennen konnte, schnüffelte Radar winselnd an meinem Hosenbein und wollte offenbar an mir hochspringen. Mit ihren maroden Hüften schaffte sie jedoch

nur eine Reihe halbherziger Hüpfen. Bei dem dumpfen Schlag musste es sich um die zuschwingende Hundeklappe gehandelt haben.

Ich kniete mich hin, zog sie an mich und streichelte ihr mit einer Hand den Kopf. Mit der anderen kraulte ich ihr die struppige Kehle. Sie leckte mir übers Gesicht und drängte sich so fest an mich, dass sie mich beinah umgeworfen hätte.

»Jetzt ist alles gut«, sagte ich. »Hattest du Angst, ganz alleine zu sein? Wundert mich gar nicht.« Wann war sie überhaupt das letzte Mal allein gewesen, wenn Mr. Bowditch kein Auto hatte und sich alle Lebensmittel liefern ließ? Vielleicht war das schon sehr lange her. »Ganz ruhig. Alles gut.«

Ich hob das Handy auf, ließ meinen Eiern einen Moment Zeit, sich in ihren gewohnten Zustand zu versetzen, und ging dann zur Tür. Dabei trottete Radar so dicht neben mir her, dass sie mit dem Kopf ständig an mein Knie stieß. Einst hatte Andy Chen im Vorgarten dieses Hauses eine wahre Monsterbestie erblickt; jedenfalls hatte er das behauptet. Aber das war schon Jahre her. Jetzt handelte es sich nur noch um eine verängstigte alte Dame, die mich hatte kommen hören und durch ihre Klappe ins Freie gerannt war, um mich zu begrüßen.

Gemeinsam stiegen wir die Verandatreppe hinauf. Ich schloss die Tür auf und drehte das Licht im Flur des verstaubten Lesestoffs an. Dann untersuchte ich die Hundeklappe und sah dort drei kleine Riegel, je einen auf beiden Seiten und einen weiteren oben. Bevor ich wieder nach Hause ging, musste ich die vorlegen, damit Radar nicht draußen herumstreunte. Wahrscheinlich war der hintere Garten ebenso von einem Zaun umgeben wie der vordere, aber das konnte ich nicht genau sagen, und vorläufig war ich nun einmal für das Tier verantwortlich.

In der Küche kniete ich mich wieder vor Radar und streichelte sie links und rechts am Kopf. Sie sah mich aufmerk-

sam an und stellte die Ohren auf. »Hör mal, ich kann nicht hierbleiben, aber ich lasse das Licht an, und morgen früh komme ich wieder, um dich zu füttern. Okay?«

Sie winselte, leckte mir die Hand und dackelte dann zu ihrem Napf. Der war zwar leer, aber sie leckte trotzdem ein paarmal daran und drehte mir schließlich den Kopf zu. Was sie damit ausdrücken wollte, war ziemlich klar. »Bis morgen früh gibt's nichts mehr«, sagte ich.

Radar ließ sich nieder und legte die Schnauze auf die Pfoten, ohne den Blick von mir abzuwenden.

»Na gut ...«

Ich wandte mich der Dose mit der Aufschrift KEKSE zu. Mr. Bowditch hatte zwar gesagt, Radar solle kein Fleisch und keine Snacks bekommen, aber mit Letzterem hatte er ja möglicherweise nur fleischhaltige Snacks gemeint. Mit Wortbedeutungen kann man prima spielen, nicht wahr? Da ich mich undeutlich daran erinnerte, irgendwo gehört oder gelesen zu haben, dass Hunde gegen Schokolade allergisch seien, nahm ich eines von den Nussplätzchen heraus, brach ein Stück ab und bot es Radar an. Sie schnupperte, dann nahm sie es mir behutsam aus den Fingern.

Ich setzte mich an den Tisch, wo ich zuvor meine Hausaufgaben gemacht hatte, und überlegte, einfach wieder zu gehen. Schließlich war Radar ein Hund, verdammt noch mal, kein kleines Kind. Auch wenn sie nicht gern allein blieb, würde sie nicht in den Spülschrank klettern und Bleichmittel saufen.

Mein Handy summt. Es war Dad. »Alles in Ordnung da oben?«

»Ja, aber es ist gut, dass ich hergekommen bin. Hab nämlich die Hundeklappe offen gelassen. Als Radar mich gehört hat, ist sie sofort rausgekommen.« Nicht nötig, ihm zu gestehen, dass mir beim Anblick des sich bewegenden Schat-

tens kurz vor Augen gestanden hatte, wie Janet Leigh in der Dusche kreischend versuchte, dem Messer auszuweichen.

»Ist ja nicht deine Schuld. Schließlich kannst du nicht an alles denken. Kommst du jetzt wieder?«

»Ja, bald.« Ich betrachtete Radar, die mich betrachtete.
»Dad, vielleicht sollte ich ...«

»Schlechte Idee, Charlie. Du musst morgen in die Schule, und das ist ein erwachsener Hund. Der wird die Nacht bestimmt gut überstehen.«

»Schon klar.«

Radar erhob sich, ein Vorgang, der traurig zu beobachten war. Als sie die Hinterbeine endlich unter den Hüften hatte, zockelte sie in den dunklen Raum nebenan, wahrscheinlich ins Wohnzimmer.

»Ich bleibe bloß noch ein paar Minuten. Sie ist so ein lieber Hund.«

»In Ordnung.«

Kurz nachdem ich aufgelegt hatte, hörte ich ein leises Quietschen. Radar kam wieder an, mit einem Spielzeug im Maul. Vielleicht sollte das ein Äffchen sein, aber das Ding war so zerkaut, dass das schwer zu sagen war. Da ich mein Telefon noch in der Hand hatte, machte ich ein Foto. Radar brachte mir das Spielzeug und ließ es neben dem Stuhl fallen. Ihr Blick sagte mir, was ich tun sollte.

Ich warf das Ding in einem leichten Bogen durchs Zimmer. Radar hinkte hinterher, hob es auf und ließ es ein paar mal quietschen, um ihm zu demonstrieren, wer hier das Sagen habe. Dann brachte sie es zu mir und ließ es wieder neben dem Stuhl fallen. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sie als junges Tier, kräftiger gebaut und wesentlich gelenkiger als jetzt, in vollem Tempo hinter dem armen Äffchen (oder seinem Vorgänger) hergerannt war. Jetzt konnte sie zwar nicht mehr rennen, tat aber ihr Bestes. *Sieh mal, wie gut ich das kann,*

schien sie zu denken. *Bleib da, das schaffe ich die ganze Nacht über!*

Nur wäre sie dazu nicht in der Lage gewesen, und ich konnte nicht dableiben. Dad wollte, dass ich nach Hause kam, und wenn ich bleiben würde, käme ich wohl kaum groß zum Schlafen. Zu viel mysteriöses Ächzen und Stöhnen, zu viele Zimmer, in denen wer weiß was lauerte ... und auf mich zugekrochen kam, sobald das Licht gelöscht war.

»Schluss jetzt«, sagte ich, nachdem Radar das Quietschäffchen das zweite Mal zurückgebracht hatte. »Ruh dich lieber aus, Mädels.«

Auf dem Weg zum Flur kam mir eine Idee. Ich trat in den dunklen Raum, aus dem Radar das Spielzeug geholt hatte. Während ich nach dem Lichtschalter tastete, hoffte ich, dass nichts (wie etwa die verschrumpelte Mumie von Norman Bates' Mutter) nach meiner Hand grapschte. Der Schalter klickte beim Umlegen laut.

Wie die Küche war auch das Wohnzimmer von Mr. Bowditch altmodisch eingerichtet, aber sauber. Das Sofa war mit dunkelbraunem Stoff bezogen und sah selten benutzt aus. Als Sitzmöbel hatte offenbar hauptsächlich der Sessel gedient, der mitten auf dem antiken Flickenteppich stand. Auf dem Polster hatte der dürre Hintern von Mr. Bowditch eine Kuhle hinterlassen. Über der Rückenlehne hing ein blaues Chambrayhemd. Der Sessel stand vor einem Fernseher, der regelrecht prähistorisch aussah. An der Oberseite war eine Art Antenne befestigt, die ich sofort mit dem Handy fotografierte. Mir war nicht klar, wie ein derart alter Fernseher noch funktionieren konnte, aber angesichts der reichlich mit gelben Klebezetteln gespickten Bücher, die sich zu beiden Seiten türmten, war das Gerät wohl ohnehin nicht oft in Betrieb. In der Ecke hinten im Zimmer stand ein bis oben hin mit Hundespielzeug gefüllter Weidenkorb, was endgültig

deutlich machte, wie sehr Mr. Bowditch seinen Hund vergötterte. Der wackelte inzwischen durchs Zimmer und schnappte sich einen Plüschhasen. Mit hoffnungsvollem Blick kam Radar damit auf mich zu.

»Geht nicht«, sagte ich. »Aber du kannst das da haben. Wahrscheinlich riecht es nach deinem Herrchen.«

Ich nahm das Hemd von der Sessellehne, trug es in die Küche und breitete es dort neben dem Napf auf dem Boden aus. Sie schnupperte daran und ließ sich schließlich darauf nieder.

»Braves Mädel«, sagte ich. »Also dann bis morgen!«

Wieder fiel mir auf dem Weg zur Tür etwas ein, und ich brachte Radar noch ihr Spielzeugäffchen. Sie kaute kurz daran, vielleicht um mir einen Gefallen zu tun. Ich trat ein paar Schritte zurück und machte noch ein Foto. Dann verließ ich das Haus, aber nicht, bevor ich die Hundeklappe verriegelt hatte. Wenn Radar im Innern eine Schweinerei verursachte, müsste ich die eben beseitigen.

Auf dem Heimweg dachte ich an die zweifellos mit Laub verstopften Regenrinnen. An den ungemähten Rasen. Außerdem brauchte das Haus dringend einen neuen Anstrich, was natürlich jenseits meiner Fähigkeiten lag, aber immerhin könnte ich ja etwas gegen die verdreckten Fenster und den schiefen Lattenzaun unternehmen. Allerdings nur, wenn ich die Zeit dafür hätte, was aber nicht der Fall war, da bald wieder die Baseballsaison begann. Außerdem war da noch Radar. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen. Für sie vielleicht genauso wie für mich. Falls diese Vorstellung merkwürdig oder kitschig oder wie beides klingen sollte, kann ich auch nichts machen. Wie ich zu meinem Vater gesagt hatte, war Radar eben ein lieber Hund.

Als ich an jenem Abend zu Bett ging, stellte ich meinen Wecker auf fünf Uhr morgens. Dann schrieb ich eine SMS an

meinen Englischlehrer Mr. Neville, um ihm mitzuteilen, dass ich in der ersten Stunde leider noch nicht anwesend sein könne. Außerdem solle er bitte Ms. Friedlander mitteilen, dass ich eventuell bei ihr auch die zweite Stunde versäumen würde. Ich müsse nämlich jemand im Krankenhaus besuchen.

schen Treppenstufen waren ziemlich locker. Da lauerten ein weiterer Unfall und eine weitere Aufgabe für jemand, der dazu bereit war.

»Nur die Ruhe, Mädels«, sagte ich, während ich den Schlüssel ins Schloss steckte. »Sonst verstauchst du dir noch was.«

Sobald die Tür offen war, begrüßte Radar mich stürmisch. Trotz ihrer Arthritis sprang sie hoch und legte mir die Vorderpfoten auf die Oberschenkel. Dann folgte sie mir in die Küche und sah schwanzwedelnd zu, wie ich aus dem schwindenden Futternvorrat einen letzten vollen Becher herauskratzte. Während sie fraß, schrieb ich eine Nachricht an Dad. Ob er wohl in der Mittagspause oder nach der Arbeit bei einem Laden namens Pet Pantry vorbeifahren und einen Beutel Hundefutter Marke Orijen Regional Red besorgen könne. In einer weiteren Nachricht teilte ich ihm mit, dass ich ihm das Geld geben und später von Mr. Bowditch zurückbekommen würde. Nach kurzer Überlegung schickte ich noch eine dritte Nachricht hinterher: **Kauf am besten einen großen Sack.**

Das Ganze dauerte nicht lang, aber Radar war schon mit Fressen fertig. Sie brachte mir das Äffchen und ließ es neben dem Stuhl fallen. Anschließend rülpste sie.

»Das ist aber unanständig«, sagte ich und warf das Äffchen durch die Gegend. Radar hoppelte hinterher und brachte es zurück. Ich warf es wieder weg, und während sie es holte, summte mein Handy. Es war Dad: **Mach ich doch gern.**

Ich warf Radar das Äffchen noch einmal hin, aber anstatt es zu holen, hinkte sie jetzt in den Flur des verstaubten Lebestoffs und von dort nach draußen. Da ich nicht wusste, ob irgendwo eine Leine war, brach ich ein Stück Plätzchen ab, um sie nötigenfalls anzulocken. Funktionieren würde das bestimmt; Radar war ein echter Gierschlund.

Wie sich herausstellte, war es kein Problem, sie wieder ins Haus zu bugsieren. Im Garten hockte sie sich kurz an einer

Stelle hin, um ihr kleines, und an einer anderen, um ihr großes Geschäft zu verrichten. Dann kam sie zurück, beäugte die Treppe wie eine Bergsteigerin, die eine schwere Kletterpartie vor sich hatte, und mühte sich bis zur mittleren Stufe. Dort ruhte sie sich einen Moment aus, bevor sie den Rest in Angriff nahm. Wie lange sie das wohl noch ohne Hilfe hinbekam?

»Ich muss jetzt wieder los«, sagte ich, als wir im Flur waren.

»See you later, alligator.«

Wir hatten nie ein Haustier gehabt, weshalb ich nicht wusste, wie ausdrucksvoll die Augen eines Hundes wirken konnten, vor allem aus der Nähe und wenn eine persönliche Beziehung bestand. Radar sagte mir mit ihrem Blick, ich solle nicht weggehen. Tatsächlich wäre ich gern geblieben, doch wie es in einem berühmten Gedicht so schön hieß, hatte ich noch nicht eingelöst, was ich versprach. Deshalb streichelte ich sie und sagte, sie solle schön brav sein. Irgendwo hatte ich gelesen, dass ein Menschenjahr sieben Hundejahren entsprach. Natürlich war das nur eine Faustregel, aber man konnte damit Berechnungen anstellen. Aber welche Zeitvorstellung hatte ein Hund dann? Wenn ich um sechs Uhr abends zum Füttern wiederkam, waren das etwa zwölf Stunden meiner Zeit. Ob es in ihrer wohl vierundachtzig Stunden waren? Dreieinhalb Tage? Falls dem so war, wunderte es mich nicht, dass sie sich bei meiner Ankunft derart gefreut hatte. Abgesehen davon, dass sie bestimmt Mr. Bowditch vermisste.

Ich schloss die Tür ab, ging die Treppe hinunter und warf einen Blick zu der Stelle, wo Radar ihr Geschäft verrichtet hatte. Den Garten zu säubern war eine weitere der anstehenden Aufgaben. Falls Mr. Bowditch es nicht selbst gelegentlich getan hatte. Das Gras war so hoch, dass man das nicht erkennen konnte. Falls nein, sollte das jemand unbedingt mal tun.

Du bist doch jemand, dachte ich, während ich zu meinem Fahrrad ging. Das stimmte wohl, aber außerdem hatte ich jede Menge andere Sachen am Hals. Zusätzlich zum Baseballtraining überlegte ich gerade, mich um eine Rolle bei der Jahresabschlussaufführung zu bewerben: *High School Musical*. Ich gab mich der Fantasie hin, »Breaking Free« im Duett mit Gina Pascarelli zu singen, die ein Jahr älter als ich und einfach umwerfend war.

Neben meinem Rad stand eine in einen Schottenmantel gehüllte Frau. Soweit ich mich erinnerte, war das Mrs. Ragland. Vielleicht hieß sie auch Reagan. »Warst du der, der den Rettungswagen gerufen hat?«, fragte sie.

»Ja, Ma'am«, sagte ich.

»Wie geht es ihm denn? Bowditch, meine ich.«

»Das weiß ich nicht so richtig. Auf jeden Fall hat er sich das Bein gebrochen.«

»Na, jedenfalls war das deine gute Tat des Tages. Vielleicht sogar des Jahres. Er ist kein besonders mitteilvoller Nachbar, hält sich eher abseits, aber ich hab nichts gegen ihn. Bis auf das Haus, das ist ein echter Schandfleck. Du bist der Sohn von George Reade, stimmt's?«

»Ja genau.«

Sie streckte mir die Hand hin. »Althea Richland.«

Wir schüttelten uns die Hände. »Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte ich.

»Was ist mit der Töle? Was für ein gruseliges Viech, so ein Deutscher Schäferhund wohl. Früher ist Bowditch frühmorgens mit ihm spazieren gegangen, manchmal auch abends, wenn es dunkel war. Wenn die Kinder im Haus waren.« Sie deutete auf den maroden Lattenzaun. »Das Ding da würde ihn sicher nicht aufhalten.«

»Es ist eine Sie, und ich kümmere mich um sie.«

»Wie lieb von dir. Hoffentlich wirst du nicht gebissen.«

»Sie ist schon ziemlich alt und überhaupt nicht böse.«
»*Dir* gegenüber vielleicht nicht«, sagte Mrs. Richland. »Mein Vater hat immer gesagt: Alte Hunde beißen besser. Übrigens war ein Reporter von diesem Wurstblatt da, das die eine Woche nachher, und hat mich gefragt, was passiert ist. Ich glaub, das war der, den sie immer schicken, wenn irgendwo die Polizei, die Feuerwehr oder die Rettung im Einsatz war.« Sie rümpfte die Nase. »Der hat ungefähr so alt ausgesehen wie du.«

»Das werde ich im Hinterkopf behalten«, sagte ich, ohne zu wissen, wozu das gut sein sollte. »Jetzt muss ich aber weiter, Mrs. Richland. Vor der Schule will ich noch Mr. Bowditch besuchen.«

Sie lachte. »Wenn er im Arcadia liegt, ist erst ab neun Besuchszeit. So früh wie jetzt lassen sie dich sicher nicht rein.«

2

Was sie letztlich dann aber taten. Dass ich noch in die Schule und danach zum Baseballtraining müsse, überzeugte die Frau am Empfang zwar nicht so recht, aber als ich ihr erzählte, dass ich es gewesen sei, der den Rettungswagen gerufen hätte, ließ sie mich doch kurz hinaufgehen. »Zimmer 322. Der Aufzug ist da hinten rechts.«

Oben im Flur fragte mich eine Krankenschwester, ob ich Howard Bowditch besuchen wolle. Das bestätigte ich und fragte auch gleich, wie es ihm denn gehe.

»Eine Operation hat er schon hinter sich, wird aber noch eine brauchen. Dann kommt eine ziemlich lange Rekonvaleszenz mit viel Physiotherapie. Darum wird sich wahrscheinlich Melissa Wilcox kümmern. Der Beinbruch war besonders übel, außerdem ist dabei das Knie zertrümmert worden. Ohne

Prothese wird er sein restliches Leben mit dem Rollator oder im Rollstuhl verbringen, egal wie viel Physio er bekommt.«

»Puh«, sagte ich. »Weiß er schon Bescheid?«

»Der operierende Arzt hat ihm bestimmt alles erklärt, was er momentan wissen muss. Du bist der, der den Rettungswagen gerufen hat, oder?«

»Ja. Ma'am.«

»Tja, damit hast du ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Schließlich hat er ziemlich unter Schock gestanden, und wenn er die ganze Nacht im Freien verbracht hätte ...« Sie wiegte den Kopf.

»Es war der Hund. Ich hab seinen Hund jaulen gehört.«

»Hat der Hund etwa beim Notfalldienst angerufen?«

Ich musste zugeben, dass dem nicht so war.

»Wenn du ihn besuchen willst, musst du dich beeilen. Ich hab ihm gerade was gegen die Schmerzen gespritzt, und da wird er wahrscheinlich bald wegdösen. Abgesehen von der Bein- und Kniefraktur, ist er übrigens stark untergewichtig. Ideale Voraussetzungen für Osteoporose. Vielleicht habt ihr eine Viertelstunde Zeit, bevor er ins Land der Träume driftet.«

3

Das gebrochene Bein von Mr. Bowditch schwebte in einer Seilzugvorrichtung, die aus einer Filmkomödie der Dreißiger im letzten Jahrhundert zu stammen schien ... nur dass Mr. Bowditch nicht darüber lachte. Ebenso wenig wie ich. Die Gesichtsfalten wirkten jetzt noch tiefer, beinahe wie eingemeißelt, und die Augenringe waren noch einmal dunkler geworden. Aus dem schütterten Haar war nun alles Leben gewichen, die roten Strähnen wirkten völlig verblasst. Wahrscheinlich hatte er einen Zimmernachbarn, doch den bekam ich

nicht zu Gesicht, weil die andere Hälfte von Nummer 322 durch einen Vorhang abgeschirmt war. Bei meinem Anblick wollte sich Mr. Bowditch im Bett aufrichten. Dabei verzog er ächzend das Gesicht.

»Ach, hallo. Wie heißt du noch mal? Wenn du es mir gesagt hast, ist es mir entfallen. Was angesichts der Umstände verzeihlich sein dürfte.«

Ich wusste auch nicht mehr, ob ich ihm meinen Namen genannt hatte, weshalb ich das wiederholte (oder eben zum ersten Mal tat). Dann fragte ich ihn, wie es ihm gehe.

»Total beschissen. Sieh mich doch an!«

»Das tut mir leid.«

»Bestimmt nicht so sehr wie mir.« Worauf er sich bemühte, etwas höflicher zu sein. »Danke übrigens, mein junger Mr. Reade. Man sagt, du hättest mir eventuell das Leben gerettet. Momentan kommt es mir zwar nicht so vor, als ob das viel wert wäre, aber Buddha hat ja angeblich mal gesagt: *Alles verändert sich*. Manchmal wohl auch zum Besseren, wobei das meiner Erfahrung nach nur selten der Fall ist.«

Ich sagte ihm – wie meinem Vater, den Sanitätern und Mrs. Richland –, dass ihn eigentlich Radar gerettet habe; wenn ich sie nicht hätte jaulen hören, wäre ich einfach weitergeradelt.

»Wie geht es meiner Radar denn?«

»Gut.« Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett und zeigte ihm die Fotos, die ich von Radar mit ihrem Äffchen gemacht hatte. Er blätterte sie auf meinem Handy mehrmals durch (wie man das bewerkstelligte, musste ich ihm erst zeigen). Die Fotos schienen ihn glücklicher zu machen, wenn auch nicht heiler. Wie die Krankenschwester meinte, stünde ihm ja eine lange Rekonvaleszenz bevor.

Als er mir das Handy zurückgab, war sein Lächeln auch schon wieder verschwunden. »Man verrät mir zwar nicht, wie

lange ich in dem verfluchten Krankenhaus hier bleiben muss, aber ich bin ja nicht dämlich. Es wird eine ganze Weile dauern, das ist mir völlig klar. Daher muss ich mir überlegen, ob ich Radar nicht einschläfern lassen sollte. Sie hat ein gutes Leben gehabt, aber jetzt sind ihre Hüften ...«

»O Mann, nein, tun Sie das bloß nicht!«, sagte ich bestürzt.
»Ich kümmere mich schon um sie. Mach ich wirklich gern!«

Er sah mich an, und zum ersten Mal drückte seine Miene nicht Gereiztheit oder Resignation aus. »Wirklich? Kann ich dir da auch richtig vertrauen?«

»Aber klar. Es ist zwar kein Futter mehr da, aber mein Dad besorgt heute noch was von diesem Orijen-Zeug. Sechs Uhr morgens, sechs Uhr abends. Da versorge ich sie. Darauf können Sie sich voll verlassen.«

Er hob den Arm. Vielleicht hatte er kurz vor, meine Hand zu nehmen oder wenigstens zu tätscheln, was ich tatsächlich auch zugelassen hätte, aber dann ließ er den Arm wieder sinken. »Das ist ... sehr schön von dir.«

»Ich mag sie eben. Und sie mich auch.«

»Ehrlich? Gut so. Sie ist echt ein guter alter Kumpel.« Seine Augen wurden allmählich glasig, und die Stimme klang jetzt leicht verwaschen. Was die Schwester ihm da gespritzt hatte, begann offenbar zu wirken. »Inzwischen ist sie richtig harmlos, aber früher hat sie den Kindern aus der Nachbarschaft höllisch Angst gemacht. Was mir nur recht war. Neugierige kleine Rotzlöffel sind das, jedenfalls die meisten. Machen auch ständig Krach. Und was Einbrecher angeht, die hätten nie eine Chance gehabt. Sobald sie Radar gehört hätten, wären sie auf und davon. Aber jetzt ist sie eben alt.« Er seufzte, dann hustete er, wobei er zusammenzuckte. »Tja, da ist sie nicht die Einzige.«

»Ich werde mich gut um sie kümmern. Vielleicht mach ich mit ihr auch mal einen Spaziergang runter zu uns.«

Sein Blick wurde etwas schärfer, während er diesen Gedanken abwog. »Seit ich sie als Welpen bekommen habe, war sie nie bei irgendwem anderes. Nur in meinem Haus ... und im Garten ...«

»Mrs. Richland meint, Sie waren früher mit ihr auch draußen spazieren.«

»Die Tratschtante von gegenüber? Ja, stimmt, da hat sie recht. Wir waren tatsächlich spazieren. Als Radar noch laufen konnte, ohne gleich zu ermüden. Jetzt würde ich es nicht mehr wagen, weit mit ihr zu laufen. Was, wenn sie es beispielsweise von der Pine Street nicht mehr den ganzen Weg zurückschaffen würde?« Er warf einen Blick auf sein Bein. »Na ja, jetzt bin ich jedenfalls der, der es nicht zurückschaffen würde. Jetzt käme ich überhaupt nirgends mehr hin.«

»Ich werd Radar bestimmt nicht quälen, also überfordern, mein ich.«

Er entspannte sich. »Ich geb dir Geld ... für das, was sie an Futter braucht. Und für deinen Zeitaufwand. Dafür auch.«

»Ach, da müssen Sie sich keine Sorgen machen.«

»Vielleicht hält sie ja noch eine Weile durch, wenn ich nach Hause komme. Falls ich das überhaupt schaffe.«

»Das werden Sie bestimmt, Mr. Bowditch.«

»Tja, wenn du sie ... füttern wirst ... dann solltest du wohl Howard zu mir sagen.«

Keine Ahnung, ob ich das hinkriegen würde, aber ich willigte ein.

»Kannst du mir vielleicht auch wieder neue Fotos von ihr bringen?«

»Klar. Aber jetzt gehe ich lieber, Mister ... äh ... Howard. Sie sollten sich ausruhen.«

»Da hab ich keine Wahl.« Die Augen fielen ihm kurz zu, dann hob er die Lider wieder langsam. »Das Zeug in der Spritze ... hui! Eine echte Dröhnung.«

Er schloss die Augen wieder. Ich stand auf und ging zur Tür.

»Junge ... Wie heißt du noch mal?«

»Charlie.«

»Danke, Charlie. Ich finde, man sollte ihr vielleicht ... noch eine Chance geben. Nicht meinetwegen ... einmal war genug für mich ... das Leben wird zur Last ... wenn du lange genug lebst, wirst du das auch mal feststellen. Aber *sie* ... Radar ... und dann bin ich alt geworden und von der verfluchten Leiter gefallen ...«

»Ich bringe Ihnen wieder ein paar Fotos.«

»Ja, tu das.«

Während ich mich zum Gehen wandte, sprach er weiter, aber es war wohl nicht an mich gerichtet. »Ein Tapferer hilft. Ein Feigling macht Geschenke.« Er verstummte und fing zu schnarchen an.

Im Flur sah ich die Krankenschwester, mit der ich zuvor gesprochen hatte, aus einem der Zimmer kommen. Sie hatte etwas in der Hand, was nach einem Beutel mit trübem Urin aussah. Als sie mich bemerkte, legte sie ein Handtuch darüber. Dann fragte sie, wie der Besuch gelaufen sei.

»Ganz schön, aber am Ende hab ich nicht mehr richtig mitbekommen, was er sagt.«

Sie lächelte. »Das hat Pethidin so an sich. Jetzt aber marsch! Eigentlich solltest du längst in der Schule sein.«

4

Als ich die Schule erreichte, war die zweite Stunde schon seit zehn Minuten im Gange, und die Flure lagen leer da. Ich ging ins Sekretariat, um mir eine Entschuldigung zu besorgen. Die bekam ich von Mrs. Silvius, einer netten alten Dame mit erschreckend violetterm Haar. Sie war mindestens fünfund-

siebzig, hatte das übliche Rentenalter also längst überschritten, war jedoch immer noch total auf Zack und gut aufgelegt. Das musste man wohl sein, wenn man es mit Teenagern zu tun hatte.

»Ich hab gehört, du hast gestern jemand das Leben gerettet«, sagte sie, während sie die Bescheinigung unterschrieb.

»Wer hat Ihnen das denn erzählt?«

»Ein Vögelchen. Piep, piep, piep. Tja, so was spricht sich eben rum, Charlie.«

Ich nahm den Zettel entgegen. »Eigentlich war das nicht ich, es war der Hund von dem alten Mann. Ich hab ihn jaulen gehört.« Allmählich hatte ich es satt, den Leuten das zu erzählen, weil mir eh niemand glaubte. Was merkwürdig war. Ich hätte gedacht, dass Geschichten über heldenhafte Hunde allseits beliebt wären. »Ich hab bloß den Rettungswagen gerufen.«

»Was du nicht sagst. Jetzt aber ab in den Unterricht!«

»Darf ich Ihnen vorher noch was zeigen?«

»Nur wenn es schnell geht.«

Ich zog mein Handy aus der Tasche und zeigte ihr das Foto, das ich von Mr. Bowditchs Fernseher gemacht hatte. »Das oben drauf ist doch eine Antenne, oder?«

»So was haben wir früher als Hasenohren bezeichnet«, sagte Mrs. Silvius. Ihr Lächeln ähnelte dem von Mr. Bowditch, wie er die Fotos von Radar mit ihrem Äffchen angeschaut hatte. »An die Spitzen von unserer haben wir immer Alufolie geklebt, weil das angeblich den Empfang verbessert hat. Aber was ist das für ein *Fernsehapparat*, Charlie! Meine Güte! Funktioniert der denn noch?«

»Keine Ahnung. Ich hab ihn nicht ausprobiert.«

»So hat unser allererster Fernseher auch ausgesehen. Ein Tischgerät von Zenith. Das war so schwer, dass mein Vater sich den Rücken verrenkt hat, als er es die Treppe zu unserer

damaligen Wohnung hochgeschleppt hat. Und was haben wir stundenlang geglotzt! *Annie Oakley, Wild Bill Hickok, Captain Kangaroo, Crusader Rabbit* ... ach je, bis wir Kopfweh hatten. Einmal hat der Kasten nicht funktioniert, das Bild hat nur noch geflackert. Da hat mein Vater einen Fernseh-techniker bestellt, der mit einem ganzen Koffer voller Röhren ankam.«

»Röhren?«

»Elektronenröhren. Die haben orange ge glüht, so wie alt-modische Glühbirnen. Er hat die kaputte Röhre ausgetauscht, worauf das Gerät wieder prima funktioniert hat.« Sie nahm mir das Handy ab und betrachtete noch einmal das Foto. »Aber die Röhren von dem da müssen schon lange ausgebrannt sein.«

»Wahrscheinlich hat Mr. Bowditch auf E-Bay oder Craigslist mal neue bestellt«, sagte ich. »Im Internet bekommt man ja praktisch alles. Wenn man sich's leisten kann, natürlich.« Allerdings hatte Mr. Bowditch wohl auch keine Ahnung vom Internet.

Mrs. Silvius reichte mir das Handy zurück. »Los jetzt, Charlie. Die Physik erwartet dich.«

5

Am Nachmittag hing Coach Harkness beim Training an mir wie eine Klette. Besser gesagt, wie Fliegen auf einem Scheißhaufen. Weil ich beschissen spielte. Bei der Übung mit den drei Kegeln lief ich ständig in die falsche Richtung. Einmal wollte ich blöderweise sogar in beide Richtungen gleichzeitig laufen und landete prompt auf dem Hintern, was für viel Heiterkeit sorgte. Als wir Double Play übten, wurde ich an der ersten Base in der falschen Position erwischt; der

vom zweiten Baseman kommende Ball sauste an der Stelle vorbei, wo ich hätte sein sollen, und prallte schließlich an der Hallenwand ab. Und als der Coach mir die Linie entlang einen Dribbler servierte, bewegte ich mich zwar zunächst ganz gut darauf zu, bekam meinen Handschuh aber nicht nach unten, sodass der Ball – der völlig harmlos im Schrittempo daherrollte – mir durch die Beine flutschte. Endgültig bedient war Coach Harkness beim Bunting. Ich schlug den Ball ständig zum Pitcher, anstatt ihn an der Linie entlangzulenken.

Der Coach sprang von seinem Klappsessel auf und kam mit wabbelndem Bauch angelatscht. Die Trillerpfeife hüpfte zwischen seinen beachtlichen Männertitten. »Menschenskind, Reade! Du spielst wie ein altes Waschweib! Hör auf, wie wild nach dem Ball zu schlagen! Halt einfach den Schläger runter, und warte, bis der Ball ihn trifft. Wie oft muss ich dir das noch sagen?« Er griff sich den Schläger, schob mich mit dem Ellbogen beiseite und warf sich in Positur. »Los!«, rief er Randy Morgan zu, der sich an diesem Tag als Pitcher versuchte. »Und lass es richtig krachen!«

Randy warf so kräftig, wie er konnte. Der Coach beugte sich vor und brachte einen perfekten Schlag an. Der Ball kullerte schließlich an der Linie entlang, gerade noch im zulässigen Bereich. Steve Dombrowski rannte darauf zu und wollte ihn mit der handschuhlosen Hand aufheben, griff aber daneben.

Coach Harkness wandte sich mir zu. »Da! So macht man das! Ich hab keine Ahnung, was dir da im Kopf rumgeht, aber den musst du frei bekommen!«

Was mir im Kopf herumging, war Radar, die im Haus von Mr. Bowditch auf mich wartete. Zwölf Stunden für mich, vielleicht dreieinhalb Tage für sie. Sie wusste ja nicht, weshalb man sie allein gelassen hatte, und ein Hund konnte schlecht mit

einem Quietschäffchen spielen, wenn niemand da war, der das Ding durch die Gegend pfefferte. Ob sie sich wohl bemühte, im Haus keine Schweinerei zu hinterlassen, oder war das – da ich die Hundeklappe verriegelt hatte – bereits passiert? Wenn ja, begriff sie womöglich nicht, dass es nicht ihre Schuld war. Dazu kamen der struppige Rasen und der schiefe Lattenzaun ... das ging mir auch im Kopf herum.

Der Coach überreichte mir den Schläger. »Jetzt streng dich mal ein bisschen an!«

Randy versuchte erst gar nicht, mit Effet zu werfen. Er beschränkte sich auf einen simplen Übungswurf, um mir aus der Patsche zu helfen. Ich drehte mich ... und schlug den Ball zurück. Randy musste den Übungswurfhügel nicht einmal verlassen, um das Ding mit dem Handschuh zu fangen.

»Jetzt ist aber Schluss!«, sagte der Coach. »Mach 'nen Fünfer.« Womit er fünf Runden um die Halle meinte.

»Nein.«

Alles Geplapper in der Sporthalle verstummte, sowohl in unserer Hälfte als auch in der anderen, wo die Mädchen Volleyball spielten. Alle beobachteten die Szene. Randy hielt sich den Handschuh vor den Mund, vielleicht um ein Grinsen zu verbergen.

Der Coach stützte seine Hände in die fleischigen Hüften. »Was hast du da gerade zu mir gesagt?«

Ich warf den Schläger nicht etwa auf den Boden, weil ich ja auch nicht wütend war. Stattdessen hielt ich ihn dem Coach einfach hin, der ihn in seiner Verblüffung entgegennahm.

»Ich hab nein gesagt. Mir reicht's.« Ich ging auf die Tür zur Umkleide zu.

»Komm sofort wieder her, Reade!«

Ich schüttelte nicht einmal den Kopf, sondern ging einfach nur weiter.

»Du kommst *jetzt sofort* zurück und nicht erst, wenn du dich wieder abgeregelt hast! Dann ist es nämlich zu spät!«

Aber ich war gar nicht aufgeregt, sondern ganz locker und ruhig. Irgendwie freute ich mich sogar, so wie wenn man sah, dass die Lösung für eine komplizierte Mathematikaufgabe nicht halb so schwer war, wie man zuvor dachte.

»Verdammt noch mal, Reade!« Jetzt hörte er sich ein bisschen panisch an. Entweder weil ich sein bester Schlagmann war oder weil sich die Rebellion vor der ganzen Mannschaft ereignete. »Komm zurück! Sieger geben niemals auf, denn wer aufgibt, kann nicht gewinnen!«

»Dann bin ich halt ein Loser«, sagte ich.

Ich ging die Treppe zur Umkleide hinunter und wechselte dort die Klamotten. Damit endete meine Baseballkarriere an der Hillview High. Ob ich das bedauerte? Nein. Ob ich bedauerte, dass ich meine Mannschaftskameraden im Stich gelassen hatte? Ein bisschen, aber wie der Coach so gern sagte, gab es in einem Team kein *Ich*. Sie würden ohne mich auskommen müssen. Ich wiederum musste mich um andere Dinge kümmern.

6

Ich zog die Post aus dem Briefkasten von Mr. Bowditch – nichts Persönliches, nur der übliche Werbekram – und schloss die Hintertür auf. Radar schaffte es diesmal nicht recht, an mir hochzuspringen. Sie hatte wohl einen schlechten Tag. Daher ergriff ich sie behutsam an den Vorderpfoten, hob die hoch und setzte sie auf meine Hüfte, damit ich ihr den Kopf streicheln konnte. Die ergraute Schnauze bekam auch etwas ab. Nachdem ich sie wieder abgesetzt hatte, stakste sie vorsichtig die Verandatreppe hinunter, um ihr Geschäft zu verrich-

ten. Bei der Rückkehr betrachtete sie die Stufen wieder prüfend, bevor sie sie erklimm. Ich sagte ihr, sie sei ein gutes Mädel, auf das Coach Harkness sicher stolz wäre.

Im Haus warf ich ihr ein paar mal das Äffchen hin und machte mehrere Fotos von ihr. In ihrem Spielzeugkorb lagen noch andere Quietschdinger, aber der Affe war eindeutig ihr Favorit.

Als ich nach draußen ging, um die umgestürzte Leiter aufzuräumen, folgte Radar mir. Ich trug das Ding zum Schuppen, sah das massive Vorhängeschloss an der Tür und stellte die Leiter einfach nur unters Dach. Während ich das tat, fing Radar zu knurren an. Mit angelegten Ohren und gerümpfter Nase duckte sie sich etwa zehn Schritte vor der verschlossenen Tür zu Boden.

»Was ist denn, Mädel? Wenn sich da ein Skunk oder ein Murmeltier reingeschlichen hat, kann ich auch nichts ma...«

Hinter der Tür hörte ich ein Kratzen, gefolgt von einem seltsam huschenden Geräusch, bei dem sich mir die Nackenhärchen aufstellten. Das war kein Tier, so etwas hatte ich noch nie gehört. Radar bellte, dann winselte sie und wich zurück, den Bauch immer noch dicht am Boden. Am liebsten wäre ich ebenfalls zurückgewichen, schlug jedoch mit der Faust kräftig an die Tür und wartete. Nichts geschah. Hätte Radar nicht reagiert, hätte ich die Geräusche vermutlich für reine Fantasie gehalten, aber ich konnte so oder so nichts unternehmen. Der Schuppen war verschlossen, und es gab keine Fenster.

Ich hämmerte noch einmal so kräftig gegen die Tür, als wollte ich das seltsame Geräusch herbeiprovozieren. Wieder geschah nichts, weshalb ich zum Haus zurückging. Radar kam mühsam auf die Beine und folgte mir. Als ich unterwegs kurz zum Schuppen zurückblickte, sah ich, dass sie es mir gleichtat.

Zuerst warf ich Radar noch eine Weile ihr Äffchen zu. Als sie sich aufs Linoleum legte und mir mit einem Blick zu verstehen gab, dass sie genug habe, rief ich meinen Vater an und erzählte ihm, ich hätte mit Baseball aufgehört.

»Ich weiß«, sagte er. »Coach Harkness hat mich schon angerufen. Er meint, es wär ein bisschen stürmisch geworden, aber er würde dich weiter mitmachen lassen – unter der Bedingung, dass du dich vorher bei ihm und dann bei der ganzen Mannschaft entschuldigst. Weil du alle im Stich gelassen hättest.«

Das war ärgerlich, aber auch lustig. »Dad, das war nicht beim Endspiel um die Meisterschaft, sondern bloß beim Training in der Halle. Außerdem hat er sich wie ein Arsch aufgeführt.« Wobei ich das wie alle anderen auch eigentlich gewohnt war. Ein Bild von Coach H. hätte im Wörterbuch den entsprechenden Begriff illustrieren können.

»Es gibt also keine Entschuldigung. Hab ich das richtig verstanden?«

»Ich könnte mich dafür entschuldigen, dass ich nicht bei der Sache war, weil ich das nämlich wirklich nicht war. Ich musste ständig über Mr. Bowditch nachdenken. Über Radar. Und über das Haus. Noch fällt es zwar nicht in sich zusammen, aber ewig geht das nicht mehr. Ich könnte da 'ne Menge machen, wenn ich die Zeit dazu hätte, und jetzt hab ich sie.«

Mein Vater brauchte einige Sekunden, das zu verarbeiten. »Ich weiß nicht recht, ob ich kapiere, warum dir das notwendig vorkommt«, sagte er dann. »Dass du dich um den Hund kümmerst, versteh ich ja, das ist eindeutig eine gute Tat, aber mit Bowditch hast du doch überhaupt nichts am Hut.«

Was sollte ich dazu sagen? Sollte ich meinem Vater verraten, dass ich einen Vertrag mit Gott geschlossen hatte? Selbst wenn er so nett wäre, nicht zu lachen (was er wahrscheinlich wäre), würde er mir erklären, eine solche Denkweise solle man lieber Kindern und christlichen Fundamentalisten überlassen – und Fernsehjunkies, die tatsächlich glaubten, irgendein magisches Kissen oder eine ebensolche Diät würde alle ihre Wehwehchen heilen. Im schlimmsten Fall würde er womöglich denken, ich wollte mir seine Abstinenz, die er sich ständig so hart erkämpfte, selbst auf die Fahnen schreiben.

Und es gab noch einen weiteren Grund: Das Ganze war meine Privatangelegenheit. Mein Ding.

»Charlie? Bist du noch da?«

»Bin ich. Ich kann bloß sagen, dass ich alles mir Mögliche tun will, bis Mr. Bowditch wieder auf den Beinen ist.«

Dad seufzte. »Jetzt mal ehrlich. Er ist kein Kind, das vom Apfelbaum gefallen ist und sich den Arm gebrochen hat. Er ist ein alter Mann. Gut möglich, dass er nie wieder richtig auf die Beine kommt. Hast du daran schon mal gedacht?«

Das hatte ich nicht, und ich sah auch keinen Grund, damit anzufangen. »Du weißt doch, was man in deinem Programm sagt: Ein Tag nach dem anderen.«

Er gluckste. »Und außerdem sagen wir, dass die Vergangenheit Geschichte und die Zukunft ein Geheimnis ist.«

»Volltreffer, Dad. Also sind wir uns einig, was das Baseball angeht?«

»Ja, okay. Obwohl es auf deinen Collegenbewerbungen gut ausgesehen hätte, wenn du nach der Spielsaison ins Auswahlteam gekommen wärst. Das ist dir doch klar, oder?«

»Ist es.«

»Und was ist mit Football? Willst du damit auch Schluss machen?«

»Momentan nicht.« Beim Football hatte ich es wenigstens nicht mit Coach Harkness zu tun. »Wenn im August das Training anfängt, geht es Mr. Bowditch ja vielleicht besser.«

»Oder auch nicht.«

»Oder auch nicht«, stimmte ich zu. »Die Zukunft ist bekanntlich ein Geheimnis.«

»In der Tat. Wenn ich an den Abend denke, wo deine Mutter beschlossen hat, zum Zippy runterzugehen ...«

Er verstummte. Auch mir fiel dazu nichts zu sagen ein.

»Aber tu mir einen Gefallen, Charlie. Ein Reporter von der *Weekly Sun* war da und hat gefragt, wie man dich erreichen kann. Das hab ich natürlich nicht verraten, aber ich hab seine Telefonnummer. Er will dich darüber interviewen, wie du Bowditch gerettet hast. So nach dem Motto: Geschichten, die das Leben schreibt. Ich glaube, da solltest du mitmachen.«

»Eigentlich hab ja nicht *ich* ihn gerettet, das war Radar ...«

»Das kannst du dem Reporter ja erzählen. Wenn man dich beim Vorsprechen fürs College fragt, warum du mit Baseball aufgehört hast, könnte so ein Artikel ...«

»Hab schon kapiert. Schick mir einfach seine Nummer.«

Das tat er, und ich nahm sie in meine Kontakte auf.

»Bist du zum Abendessen da?«

»Ich komme, sobald ich Radar gefüttert hab.«

»Gut. Ich hab dich lieb, Charlie.«

Ich sagte ihm, dass ich ihn auch lieb hätte. Was stimmte. Ein guter Mensch, mein Vater. Er hatte eine schwere Zeit gehabt, aber die hatte er überstanden. Das schaffte nicht jeder.

Nachdem ich Radar gefüttert und ihr versprochen hatte, früh am Morgen wiederzukommen, ging ich zum Schuppen hinüber. Eigentlich wollte ich das gar nicht, weil das fensterlose Bretterhäuschen in der fortschreitenden Dunkelheit des kalten Aprilabends etwas sehr Unangenehmes an sich hatte, aber ich zwang mich dazu. Vor der Tür mit ihrem Vorhängeschloss angelangt, blieb ich stehen und lauschte. Kein Kratzen. Kein seltsam huschendes Geräusch wie von einem außerirdischen Wesen in einem Science-Fiction-Film. Mit der Faust an die Tür schlagen wollte ich eigentlich auch nicht, tat es aber trotzdem. Zweimal. Ganz fest.

Nichts. Was eine Erleichterung war.

Ich stieg auf mein Rad, fuhr die Sycamore Street hinunter und warf meinen Baseballhandschuh ins oberste Kleiderschranksfach. Bevor ich die Schranktür zumachte, betrachtete ich ihn noch eine Weile. Baseball war ein tolles Spiel. Es gab nichts Besseres, als am Ende vom neunten Inning dranzukommen und den Ball direkt zwischen die Outfielder zu schlagen oder zu einem Team zu gehören, das nach einem gewonnenen Auswärtsspiel im Bus nach Hause fuhr, lachend und johlend und raufend. Ja, ich empfand Bedauern, wenn auch nicht besonders viel. Ich dachte an den Buddha-Spruch: *Alles verändert sich*. In diesen drei harmlosen Wörtern lag eine Menge Wahrheit, fand ich. Eine gewaltige Menge.

Anschließend rief ich den Reporter von der *Weekly Sun* an. Das war unser kostenloses Wochenblatt mit Lokalnachrichten und Sportberichten, die in einer unendlichen Masse von Werbung und Anzeigen versteckt waren. Am Eingang vom Zippy lag immer ein ganzer Stapel davon samt einem Schild mit der Aufschrift BITTE BEDIENEN SIE SICH. Ein Witzbold hatte *Dann sind Sie bedient* darübergekritzelt.

Der Reporter hieß Bill Harriman. Während ich seine Fragen beantwortete, erklärte ich wieder, das größte Verdienst würde Radar gebühren. Worauf er fragte, ob er wohl ein Foto von uns beiden machen dürfe.

»Hm, das weiß ich nicht. Dazu bräuchte ich die Erlaubnis von Mr. Bowditch, und der liegt im Krankenhaus.«

»Frag ihn doch die nächsten beiden Tage, das wär nett. Ich muss den Artikel bald einreichen, damit er in der nächsten Ausgabe erscheint.«

»Gern, aber ich glaube, er wird noch einmal operiert. Dann darf ich ihn vielleicht nicht besuchen. Und wenn er nicht zustimmt, geht es wirklich nicht.« Ich wollte auf keinen Fall, dass Mr. Bowditch wütend auf mich war, und er war eindeutig jemand, der leicht wütend wurde. Später schlug ich den passenden Begriff für solche Leute nach und fand *Misanthrop*.

»Schon klar, schon klar. Sag mir nur auf jeden Fall baldmöglichst Bescheid. Ach übrigens – bist du nicht auch der, der beim Turkey Bowl im November den entscheidenden Touchdown gegen die Stanford Prep erzielt hat?«

»Ja, aber so sensationell war das nicht. Wir waren schon kurz vor der Endzone, und ich hab den Ball praktisch nur rübergeschoben.«

Er lachte. »Wirklich bescheiden! Das gefällt mir. Also, ruf bitte zurück, Charlie.«

Das versprach ich, legte auf und ging nach unten, um mit meinem Vater eine Weile fernzusehen, bevor ich mich an die Hausaufgaben setzte. Dabei fragte ich mich die ganze Zeit, wie es wohl Radar gerade ging. Hoffentlich gewöhnte sie sich an die neuen Umstände. Der Buddha-Spruch fiel mir wieder ein. Es lohnte sich, den im Kopf zu behalten.

spielen. Nachdem sie davon genug hatte, war noch etwas Zeit, weshalb ich ins Wohnzimmer ging, um festzustellen, ob der antike Fernseher funktionierte. Ich vergeudete etwas Zeit damit, nach der Fernbedienung zu suchen, aber der Kasten von Mr. Bowditch stammte vermutlich aus einer Ära der Unterhaltungselektronik, wo es so etwas noch nicht gab. Unter dem Bildschirm befanden sich stattdessen zwei große Drehregler. Auf dem rechten waren Zahlen – wohl für die Sender –, weshalb ich an dem linken drehte.

Das Summen, das der Fernseher von sich gab, war nicht so beunruhigend wie die Geräusche aus dem Schuppen, machte mir aber trotzdem ein bisschen Sorgen. Ich trat einen Schritt zurück und hoffte, dass das Ding nicht explodierte. Nach einem Weilchen schwamm *Today* ins Bild – Matt Lauer und Savannah Guthrie plauderten gerade mit zwei Politikern. Die Auflösung betrug nicht gerade 4K, ja nicht einmal 1K, aber immerhin gab es überhaupt ein Bild. Ich bemühte mich, die Antenne zu justieren, das Ding, das Mrs. Silvius als Hasenohren bezeichnet hatte. Beim Drehen in die eine Richtung wurde das Bild besser (minimal); in der anderen Richtung verschwand *Today* in einem Schneesturm. Ich warf einen Blick hinter das Gerät. Die Rückseite war voller kleiner Löcher, um die Wärme abzugeben – die beträchtlich war –, und durch diese Löcher konnte ich auch besagte Röhren glühen sehen. Mit ziemlicher Sicherheit erzeugten die das summende Geräusch.

Als ich das Ding abschaltete, dachte ich, wie nervig es doch sein musste, beim Senderwechseln jedes Mal aufstehen zu müssen. Dann erklärte ich Radar, jetzt in die Schule zu müssen, dass ich aber noch ein Foto von ihr brauche. Ich streckte ihr das Äffchen hin.

»Wie wär's, wenn du das im Maul hältst? Sieht bestimmt niedlich aus.«

Den Gefallen tat Radar mir gern.

Da ich nicht mehr zum Baseballtraining ging, kam ich schon nachmittags gegen drei ins Krankenhaus. Am Empfang fragte ich, ob Howard Bowditch überhaupt Besuch bekommen dürfe – eine Schwester habe mir gesagt, er müsse noch einmal operiert werden. Die Frau hinter der Theke warf einen Blick auf den Bildschirm vor ihr und meinte dann, ich könne ruhig hinaufgehen und selbst nachschauen. Als ich mich schon auf den Weg zum Aufzug machen wollte, hielt sie mich zurück. Ich solle noch kurz dableiben und ein Formular ausfüllen. Es gehe um meine Kontaktdaten »im Notfall«. Angefordert habe sie ein Patient namens Howard Adrian Bowditch. Als mein Name sei bereits *Charles Reed* eingetragen.

»Der bist du doch, oder?«, sagte die Empfangsdame.

»Ja, aber der Nachname ist falsch geschrieben.« Ich strich ihn durch und schrieb in Druckbuchstaben *Reade* darüber. »Hat er wirklich gesagt, dass man im Notfall mich anrufen soll? Gibt es denn sonst niemand? Irgendwelche Geschwister vielleicht? Ich glaube nämlich nicht, dass ich für irgendwelche wichtigen Entscheidungen alt genug bin, zum Beispiel wenn ...« Ich wollte den Satz nicht beenden und musste das auch nicht.

»Bevor's in den OP ging, hat er sowieso eine Patientenverfügung unterschrieben. Bei einem Formular wie dem da geht es nur darum, dass du informiert wirst, wenn du ihm etwas bringen sollst.«

»Was genau ist eine Patientenverfügung?«

Sie erklärte es mir, aber irgendwie war es nichts, was ich wirklich hören wollte. Die Frage nach irgendwelchen Verwandten beantwortete sie nicht, weil sie es wahrscheinlich nicht wusste – wie hätte es anders sein können? Ich trug Post- und

E-Mail-Adresse und meine Handynummer ein. Während ich nach oben fuhr, dachte ich, dass es verdammt viel gab, was ich nicht über Howard Adrian Bowditch wusste.

3

Er war wach, und sein Bein hing nicht mehr an einem Flaschenzug, aber die schwerfällige Redeweise und der glasige Blick wiesen darauf hin, dass er stark unter Drogen stand.

»Du wieder«, sagte er, was nicht so ganz dasselbe war wie: *Schön, dass du mich besuchst, Charlie!*

»Ja, ich wieder«, bestätigte ich.

Worauf er lächelte. Hätte ich ihn besser gekannt, so hätte ich ihm gesagt, das solle er ruhig öfter tun. »Nimm dir 'nen Stuhl, und sag mir, was du von dem Ding da hältst.«

Er hatte die Bettdecke bis zum Bauch gezogen. Als er sie nun zurückschlug, kam eine komplizierte Vorrichtung aus Stahl zum Vorschein, die sein Bein vom Unter- bis zum Oberschenkel einschloss. Dünne Stäbe führten in sein Fleisch; wo sie die Haut durchbohrten, waren kleine, mit getrocknetem Blut bedeckte Gummidinger angebracht. Das Knie war bandagiert und so dick wie ein Laib Brot. Dort führte ein ganzer Fächer aus dünnen Stäben durch die Bandagen.

Beim Anblick meines Gesichtsausdrucks gluckste er. »Sieht aus wie ein Folterinstrument aus der Inquisitionszeit, was? Man bezeichnet das als Fixateur externe.«

»Tut das weh?« Worauf ich dachte, dass das wohl die dümmste Frage des Jahres war. Die Stahlstäbe reichten bestimmt bis in die Beinknochen.

»Das würde es bestimmt, aber glücklicherweise habe ich das da.« Er hob die linke Hand. Darin befand sich ein Ding, das wie die Fernbedienung aussah, die sein antiker Fernseher

nicht besaß. »Eine Schmerzpumpe. Angeblich bekomme ich damit genug Stoff, um die Schmerzen zu dämpfen, aber nicht so viel, dass ich davon high werde. Da ich allerdings nie was Stärkeres als Empirin genommen hab, bin ich wahrscheinlich eh schon high wie ein Hippie.«

»Den Eindruck hab ich auch«, sagte ich, und diesmal gluckste er nicht nur, sondern prustete richtig los. Ich lachte mit ihm.

»Irgendwann wird es allerdings schon wehtun, nehm ich an.« Er berührte einen der Metallringe, die das Bein umschlossen. Die Haut darunter war so schwarz von Blutergüssen, dass es schon wehtat, sie nur zu sehen. »Der Arzt, der mir das Ding heute Morgen angelegt hat, hat mir erzählt, dass die Methode von den Russen nach der Schlacht um Stalingrad erfunden wurde.« Er ließ die Finger zu einem der dünnen Stahlstäbe knapp über der blutverkrusteten Eintrittsstelle wandern. »Solche Stabilisierungsstäbe haben die Russkis damals aus Fahrradspeichen gebastelt.«

»Wie lange müssen Sie das Ding denn tragen?«

»Sechs Wochen, wenn ich Glück habe und alles gut heilt. Drei Monate, wenn es nicht so gut läuft. Man hat mir spezielle Metallplatten und -schrauben verpasst – irgendwas aus Titan, glaube ich –, aber wenn die Vorrichtung da unten endlich runterkommt, ist das Bein bestimmt total steif. Das soll sich angeblich mit Physiotherapie beheben lassen, aber die soll mit beträchtlichen Unannehmlichkeiten verbunden sein. Als jemand, der Nietzsche kennt, kannst du das wahrscheinlich angemessen interpretieren.«

»Ich glaube, das heißt, dass es wehtut wie Sau.«

Ich hoffte auf ein weiteres Lachen – oder wenigstens ein Glucksen –, aber er zeigte nur ein mattes Lächeln und drückte mit dem Daumen zweimal auf das Teil, das ihn mit Dope versorgte. »Da dürftest du völlig recht haben. Wenn mir das

Glück beschieden gewesen wäre, während der Operation das Zeitliche zu segnen, hätte ich mir all die beträchtlichen Unannehmlichkeiten erspart.«

»Das meinen Sie doch nicht ernst, oder?«

Er zog die Augenbrauen – grau und buschig – zusammen. »Erzähl mir bloß nicht, was ich meine. Das setzt mich herab, und du machst dich zum Narren. Ich weiß, womit ich es zu tun habe.« Dann, beinahe widerwillig: »Ich bin dir dankbar, dass du mich besuchst. Wie geht es Radar?«

»Gut.« Ich zeigte ihm die neuen Fotos. Das, auf dem Radar mit ihrem Äffchen im Maul dahockte, sah er sich länger an. Schließlich gab er mir das Handy zurück.

»Soll ich Ihnen vielleicht eins ausdrucken? Sie haben ja kein Handy, an das ich was senden kann.«

»Das würde mich tatsächlich freuen. Danke, dass du sie versorgst. Und dass du ihr Zuneigung schenkst. Das weiß sie bestimmt zu schätzen. Ich übrigens auch.«

»Ich mag sie eben. Mr. Bowditch ...«

»Howard.«

»Howard, genau. Also, ich würde gern den Rasen mähen, wenn das okay ist. Ist im Schuppen ein Rasenmäher?«

Sein Blick wurde misstrauisch, und er legte die Fernbedienung aufs Bett. »Nein. In dem Schuppen ist gar nichts. Jedenfalls nichts, was von Nutzen wäre.«

Warum ist er dann verschlossen? Das war eine Frage, die ich lieber nicht stellte.

»Gut, dann bringe ich unseren mit. Wir wohnen ja gleich die Straße runter.«

Er seufzte, als wäre es zu anstrengend für ihn, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Nach dem Tag, den er hinter sich hatte, war das kein Wunder. »Warum willst du das denn tun? Um Geld zu verdienen? Suchst du etwa einen Job?«

»Nein.«

